

Berliner
Illustrierte Zeitung



ZEITBILD, CHRONIK, MORITAT FÜR JEDERMANN
1892 — 1945

Sie war die erste. – Sie war die beste. – Sie wurde Modell für die großen Bilderblätter der Welt. Die Lebenszeit der „Berliner Illustrierten“ reicht von Kaiser- und Königsjahren bis in die wankende Welt der Lügenbarone und die Katastrophe 1945. Mehr als ein Halbjahrhundert Zeitbild, Chronik, Moritat für jedermann: diese Auswahl spiegelt die Zeiten der „Berliner“.



Gegründet 1891, nach wenigen Jahren von Leopold Ullstein erworben, in seinem Haus von seinen Söhnen und von Kurt Korff zum verlockendsten Bilderblatt des Kaiserreichs und der Weimarer Republik entwickelt, nach 1933 von den Nationalsozialisten geschickt als Propaganda-Vehikel mißbraucht und darum als Wochenblatt zerstört erst im Untergang der Diktatur: die „Berliner Illustrierte Zeitung“, erstes Bilder- und Massenblatt Deutschlands, war stets auf dem ersten Platz. Ihre Auflagenspitze – knapp zwei Millionen – ist auch heute noch „Spitze“ im Bereich aller aktuellen Illustrierten.

Bis 1933 war sie ein ausgezeichnete und ständig verbesserter Konsumartikel für jedermann – Zeitchronik, Moritat, Unterhaltung, Spielwiese des Lesers. Sie bot die weite Welt an, die große Welt, die bunte Welt – und ließ doch die kleine und auch die heile Welt nicht aus. Sie erschien im richtigen Augenblick für den Leser und Betrachter: im Zeitalter der nach Bildern – und gelegentlich nach Bildung – hungrigen Massen. Sie erschien im richtigen Augenblick für eine neue Art von Journalismus und den Bedarf an neuen technischen Mitteln: im Zeitalter der Momentfotografie, der Autotypie, des Rotationsdrucks. Sie erschien am richtigen Platz, in der heranwachsenden Weltstadt Berlin, und sie war bei den Ullsteins in den richtigen Händen. Vor 1933 hatte sie nur einen Fehler, jenen beinahe aller „bürgerlichen“ Blätter: sie war verbindlich, stritt nicht energisch genug für den demokratischen Staat, in dem sie erschien.

Die Zeitbilder aber der „Berliner Illustrierten Zeitung“, auch ihre Zeit-Moritäten, auch ihre mannigfaltige Unterhaltung: all das sind nach wie vor aufregende Zeugnisse für mehr als fünfzig gute und böse Jahre Deutschlands und der Welt. Dafür zeugt

diese Auswahl aus Themen und Taten der „Illustrierten“-Journalisten: ein Bild- und Lese-Karussell der Jahrzehnte zwischen Bismarcks Tod und Hitlers Katastrophe. Dieses Buch ist nicht ein Faksimile-Druck einzelner „Illustrierten“-Seiten, an dem sich Zeitungsentwicklung ablesen läßt (ein solcher Druck erschien vor fast zwei Jahrzehnten) – es ist als Lese- und Bilderbuch eine Zusammenstellung von Bildern, Themen und Texten (auch mit dem, was als „Humor“ des Tages verfüttert wurde, auch mit kurzen Kostproben des sich wandelnden „Illustrierten“-Romans für süchtige Lesermassen, die noch kein Fernsehen kannten), von Anzeigen und am Ende von Propaganda-Massage: Zeugnisse, die einen Geschmack von den Zeiten der „Illustrierten“ vermitteln – und jeweils auch vom Zeitgeschmack. Das reicht denn am Ende vom Kuriositäten-Kabinett bis zur Schreckenskammer der Weltgeschichte, von der Welt des schlichten Bürgers bis zum Weltbild, von den Träumen bis zum Alpdruck. Aufmerksame Leser und Betrachter werden mancherlei finden, das sich einst mit ein paar Noten andeutete, ehe es zum Zentralmotiv wurde auch unserer Tage. So simpel, wie sie sich gab als begehrteste Illustrierte ihrer Zeit, war sie gar nicht, die „Berliner Illustrierte Zeitung“.

Vorsicht beim Einkaufe von Zacherlin

(dieses staunenswerth wirkenden Mittels gegen jederlei Insecten).



Kunde: Warum reißten Sie mir denn offenes Insectenpulver?? Ich habe doch „Zacherlin“ verlangt und solches existirt bekanntlich nur in Flaschen! — Offenes Pulver nehme ich nicht an. Denn ich weiß gar gut, daß es bloß ein arger Mißbrauch des mit Recht gerühmten Namens „Zacherlin“ ist, wenn gewöhnliches Insectenpulver in Briefen, Büchern oder Schachteln für „Zacherlin“ ausgegeben wird.

Entweder geben Sie mit eine versiegelte Flasche mit dem Namen „Zacherlin“ — oder mein Geld retour.

Freue führen lasse ich mich nicht!!

Die Flaschen kosten: 30 Pf., 60 Pf., Mk. 1.—, Mk. 2.—, der Zacherl-Sparer 50 Pf.

Rückfragen sind in Berlin viele (hundert — jedoch ungenügend) — nur dort, wo Zacherlin-Flaschen ausgeführt sind.

Das Räthsel ist gelöst,

wie man auf die einfachste Weise vervielfältigen kann. Mit unserem neu erfundenen

Vervielfältigungspapier

Kann Jeder ohne die geringsten Umstände 60 bis 100 Copien in Schwarz von einem Schutzbilde oder Zeichnung nehmen. Billigstes Verfahren, keine Druckerschwärze, keine Presse. Jedes Blatt kann mehrmals benutzt werden. Preis: 1 Kr. 1. Oben per Dutzend 100 Mk. 1. Kr. 2. Quart 3.50 Blätter: 1 Kr. 2. Folio 3.50

Größere Formate auf Bestellung. Schwarze Vervielfältigungs-Tinte Mk. 1.00 die Flasche. Wiedererklärer und Agenten gesucht. Briefmarken aller Länder werden in Zahlung genommen. Berlin 40.

Hermann Hurwitz & Co., Ritterstr. 49.

In Copien sind von Geschichtern nicht zu unterscheiden und heutzutage sind die meisten eines Abklatsches wie bei sonstigen Vervielfältigungs-Verfahren.



Preisliste Kosterfrei!

Sempert & Kriehhoff, Suhl 23e,

Waffenfabrik mit Dampftrieb. Lieferanten des Reichskommissars Major v. Wissmann.

Vortheilhafter Bezug von besten Jagdgewehren, Hülsen aller Systeme zu verlässiger Markenfabrikation, Revolver, Treibwagen, Ladercith u. Wildstöcken.

Neuheit: Pulver-Mikromass, pl. Flachvisurung ohne Kinnke für (schwache Augen unbedenklich). Kriehhoff's pat. Präzisions-sicherung für Doppelfinten.

Spezialität: Dreilauf und Gewehre für große Baubühnen und Dächler. (Bitte ausdrücklich Suhl 23e zu adressiren)

War die

„Berliner Abendpost“

mit den Beilagen: „Deutsches Heim“ und „Häusliche Kunst“

noch nicht kennt, sollte bei der nächsten Postanstalt zum Preise von 1 Mark 25 Pfgr. für dasll. Quartal 1893 abonniren.

Der beste Beweis für die Verlässlichkeit der „Berliner Abendpost“ ist die stattliche Anzahl von: **80000 Abonnenten.**

Notter Schmirbalt!



Prof. Morgueaux hat die Notter Schmirbalt erfunden. Notter Schmirbalt ist ein einzigartiges Mittel zur Reinigung aller Oberflächen. Es entfernt alle Flecken, Fett, Öl, etc. und hinterläßt die Oberfläche glänzend und sauber.

Notter Schmirbalt ist ein einzigartiges Mittel zur Reinigung aller Oberflächen. Es entfernt alle Flecken, Fett, Öl, etc. und hinterläßt die Oberfläche glänzend und sauber.

CACAO-VERO

einzigartig, hoch geschätzt

CACAO in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delikatess- und Drogeriegeschäften.

Coursaal

Jägerstrasse 22. Einzige Eigenart als Ballet- u. Ball-Etablissement. Unvergleichl. erste Qualität.

Täglich steigender Erfolg der Carnaval-Novität:

Ball-Appell der schönen Garde.

mit 4 Ballettstr. mit 4 Ballettstr. mit 4 Ballettstr. mit 4 Ballettstr.

Neu! Menuett nach Holsitte. 16 Paare in den Tanz.

Neu! Pariser Jux-Ballet. Canacanal, Carnaval-Triolet (Pianoten).

Wunderbare Musik erster ausländischer Spezial-Capellen.

Anfang des Ballets: 10 Uhr.

Dir. E. Burchardt.

Ein wahrer Schatz

Es ist ein durch Jahrhunderte bewahrtes Geheimnis, das Sie besitzend wertvoll macht.

Dr. Retau's Selbstbewahrung

Es ist ein durch Jahrhunderte bewahrtes Geheimnis, das Sie besitzend wertvoll macht.

Dr. Retau's Selbstbewahrung ist ein durch Jahrhunderte bewahrtes Geheimnis, das Sie besitzend wertvoll macht.

Eine Mark.

Die billigste freireichige Zeitung ist die

Berliner Zeitung

mit drei Unterhaltungsblättern:

Deutsches Heim — Gerichtslaube

und

Historische Beilage.

Zu Berlin bei jedem Zeitungsdepotier für **Eine Mark** monatlich frei in's Haus.

Abonnement Drei Mark pro Quartal.

Bei allen Postanstalten zu bestellen.

Die Haupt-Expedition, Berlin SW., Kochstr. 23.

Appetitlich — wirksam — wohlschmeckend sind:

AMERIKANISCHES TAMARINDEN

Abführende Frucht-Konkretion für Kinder und Erwachsene.

Schachtel 80 Pf., einzeln 12-15 Pf. in fast allen Apotheken. Als Ersatz: **Tamarinden-Wein u. Sagrada-Wein.**

Tonisch wirkende Abführ-Weine & Fischer 1 Mark in den Apotheken.

Arztlich warm empfohlen bei: **Verstopfung, Kongestionen, Infusionen, Magen- und Verdauungsbeschwerden, Hamorrhoiden.**

Nur echt, wenn von Apotheker C. Knauff Nachfolger in Gotha.

Echte Briefmarken sehr billig.

Berliner Briefmarken-Bazar **G. LUBLIN, Berlin W. 8.**

8 Jamaica	20 Pf.
4 Haiti	20
6 Portugal	35
7 Liberia	100
4 Salvador	35
11 Monaco & S. Marino	50
7 Holland	75
8 Ecuador	45
3 New Braunschweig	75
9 Ungarn 1868	3 Ff. 65
5 Persien & 10 Fra. 1882	30
2, 2 u. 5 Fra. 1885	30
10 Nicaragua u. Honduras	80

Postkarte gratis u. franco.

Preislisten mit 60 Abbildungen

welche groß und schön verziert sind und den Bauarten und Quantitätenverhältnissen

Müller & Co., Berlin S., Prinzenstr. 42 B.

Stottern heilt die Anstalt

Robert Ernst

Berlin W., Steglitzer Str. 81.

Verfasser des neuen erschienenen Werkes: Das Stottern und seine Heilung. Preis M. 5. Prospect kostenfrei.

Interessante Bücher und Photographien

Wiederholte neue Heilungsmittel, illustrierte Cataloge mit 25 Bildern etc. 1.00. Cataloge allein 20 Pf. G. Greve, Amsterdamer Str. 60.

PATENTE

Richard Liders Civil-Ingenieur in GORLITZ.

Gummi-Schutzmittel

Artikel für Hygiene empfohlen

Leopold Schüssler, Berlin SW. 46, Anhalter Str. 5.

Illustrirte Preisliste gratis u. franco.

Carl Rissmann, Hannover.

Fabrikant der berühmten englischen Matchless & Durabil. Bicycles und Tricycles. Billig. Bezug für Wiederverkäufer. Billige Preise. Totalisten.

Schutzmittel.

Special-Prezimate verschieden im verschlossenen Couvert ohne Firmengenehmigung von 20 Pfennig in Marken.

W. H. Mielck, Frankfurt a.M.

Berliner
Illustrierte Zeitung

ZEITBILD, CHRONIK, MORITAT
FÜR JEDERMANN
1892-1945

ZUSAMMENGESTELLT UND
HERAUSGEGEBEN VON
CHRISTIAN FERBER

ULLSTEIN VERLAG BERLIN



Titelkopf von Januar 1892 bis Dezember 1893.

Für jedermann Anmerkungen zu einer öffentlichen Einrichtung

I

An mehr als zweitausendachthundert deutschen Donnerstagen war sie „Heute neu!“. Als die Zeiten wirklich schlecht wurden, im Ersten Weltkrieg, übersprang ihre Auflage die Millionengrenze. Als die Zeiten auf andere Art sich verdüsterten, 1931, wurden mehr als zwei Millionen verkauft – eine Auflage, die auch heute noch sensationell genannt werden kann.

„Heute neu!“ und in solchen Mengen, das wurde im Straßenverkauf (erst seit 1904 erlaubt) an den Verbraucher gebracht und am Kiosk. So kannte jeder ihr Gesicht, den klaren Titelkopf, den die Ullsteins 1903 von Peter Behrens entwerfen ließen und der vorhielt bis zum letzten Donnerstag des Blatts, dem 29. April 1945. Jeder wußte, was da stand: „Berliner Illustrierte Zeitung“. Die Ortsangabe war wesentlich kleiner geschrieben als die „Illustrierte Zeitung“, aber man ließ sich „eine Berliner“ geben; eine Zeitung war das nicht, sondern etwas anderes: es war, was das Beiwort sagte und was sich rasch zum Hauptwort mauserte und zum Gattungsbegriff: eine Illustrierte, und für Jahrzehnte die Illustrierte schlechthin.

Auch in unseren Tagen nennt man die Bilderblätter nicht anders, nun mit dem dudenkorrekten Dehnungs-e, das im Titelkopf der „Berliner“ erst 1941 auftauchte. Der Gattungsbegriff, entwickelt aus dem Bilderblatt der Ullsteins, ist nicht nur handlich. Er ist folgerichtig. Friedrich Lufts Feststellung (entwickelt und begründet in seiner Einleitung zu einem Band Faksimile-Proben aus den Jahrzehnten der „Berliner“), ist nicht zu widerlegen: was da bei Ullsteins um die Jahrhundertwende als neuer Publikationstyp entwickelt wurde, ausgebaut und festgelegt, das ist nach wie vor Modell für alle Illustrierten.

Einzelnummer — 10 Pfennig.

Nummer	Berliner	Monatlich 45 Pf.
		
Redaktion und Expedition: Berlin S.W., Charlottenstr. 10.		Jahrgang.
In Berlin: Vierteljährlich 1 M. 50 Pf. monatlich 45 Pf. durch alle Zeitungs-Expeditoren frei in's Haus.	Post-Abonnement 1 M. 50 Pf. pro Quartal (Postzeitungsliste Nr. 90). Insertions-Preis: 75 Pf. pro 6 gesp. Nonpar-Zeile.	

Titelkopf von Januar 1894 bis Dezember 1902.

II

Leopold Ullstein, der Papierhändler, kam aus Fürth nach Berlin und wurde Zeitungsverleger. Er war auch sein eigener Drucker. Der Drucker L. U. wiederum nahm Aufträge für Lohndruck an, unter ihnen solche für ein Blatt, das der Kaufmann Hepner zusammen mit Otto Eysler gegründet hatte, dem Verleger der humoristischen „Fliegenden Blätter“. Es war ein Blatt mit Bildern, Holzstichen zumeist oder auch Zeichnungen „nach der Photographie“. Es verkaufte sich nicht besonders gut. Seit 1892 kam das Produkt „Berliner Illustrierte Zeitung“ aus den Maschinen Ullsteins in der Charlottenstraße. 1894 hatten Hepner und Eysler Vergnügen und Glauben an ihrer Gründung verloren. Sie verkauften alle Anteile dem Drucker, der zugleich Zeitungsverleger war.

In den ersten Ullstein-Jahren bis zur Jahrhundertwende ging es dem Blatt ein wenig besser, doch nicht besonders gut. Verheißung aber lag in der Luft, neue technische Mittel für eine Massenzeitschrift mit Fotos waren gefunden, aber noch nicht recht genutzt: die Moment-Fotografie, die Netzätzung für ihre Wiedergabe, endlich der rasche Rotationsdruck, der den langsamen Flachdruck ablösen sollte und mit dem sich in einer Maschine sechzehn Seiten auf einmal herstellen ließen. Schritt für Schritt machten Leopold Ullstein und seine Söhne diese Mittel zu ihren Mitteln. Nicht minder wichtig aber war es, das ungewöhnliche Produkt an den Verbraucher zu bringen. Die „Berliner“ war nicht teuer, jedoch der zu jener Zeit immer noch einzig übliche Abonnementspreis (hier fünf Mark im Jahr), war vorweg zu entrichten. Das war damals viel Geld auf einmal, eine psychologische Schwelle. Die Ullsteins entfernten sie: Sie verkauften das Blatt per Stück, wochenweise, für einen Groschen. Als dann Straßenverkauf zugelassen wurde, gab es keine Wachstumsschwierigkeiten mehr: schon 1906 wurden wöchentlich 800 000 Exemplare gedruckt.

Dieser Erfolg kam nicht allein vom Bilderfutter für eine zum ersten Mal allenthalben regsame optische Neugier. Er war auch der Risiko-Freude zu danken, mit der Leopolds Verleger-Söhne jene Leute auftrieben, die den neuen Publikationstyp entwickelten, die eine für jedermann verlockende Schau- und Lesestruktur erfanden. Hermann Ullstein,

Leopolds jüngster Sohn, stellte Redakteure ein, die noch zwei Jahrzehnte vor ihrer Zeit im Zeitungsbetrieb ohne Chance gewesen wären: Zeitschriftenmacher etwa, die von Haus aus Graphiker waren oder Maler wie Carl Schnebel und Kurt Szafranski, oder den urbanen, höchst unruhigen Geist Kurt Korff als Chefredakteur, Repräsentant der wachsenden Weltstadt wie nur einer. Das Bilderblatt für jedermann wurde entworfen, gemacht und ständig aufgefrischt von Leuten, die alles andere waren als Jedermann, von hartnäckigen Individualisten mit einem Gespür für alles, was in der Luft lag.

In dieser Luft lagen nicht nur die Sehnsucht nach Weltweite und Augenschmaus. Zu füttern war auch ein herzhaftes Bedürfnis nach Biederkeit, nach Gemütlichkeit und handfester Unterhaltung. Paul Simmels schlichter rundköpfiger Zeichenwitz etwa war da ebenso gefragt wie Schnappschüsse aus Amerika und Asien. Das Mittelstück, das Rückgrat der „Illustrierten“, war etwas, an dem es nichts zu illustrieren gab: der aufregende, der herzbewegende, der mitten aus dem geträumten wirklichen Leben gegriffene Roman – Portion für Portion, und der Leser lauerte, um zu wissen, wie es denn weitergeht.

Bilder auf dem Titel, jede Woche eine andere Verführung, Bilder aus der großen Welt und von den Großen der Welt, Bilder von allen nur denkbaren Ereignissen, Katastrophen und Idyllen: gut und schön. Doch mit ihnen allein war noch nichts gewonnen. Die öffentliche Einrichtung „Illustrierte“ war nicht denkbar ohne eine große Abteilung fürs Herz.

Die Wirkung der „Illustrierten“ war der Abwesenheit von Snobismus nicht minder zu danken als der Anwesenheit von journalistischer Erfindungsgabe.

III

Die „Berliner“ wurde nicht nur zur optischen Zeitchronik. Sie war die Hauspostille eben ihrer Zeit. Der Inhalt entsprach nicht anders den Bedürfnissen der Zeitgenossen, wie es der Inhalt einer Hauspostille im neunzehnten Jahrhundert getan hatte. Dem zwanzigsten Jahrhundert gemäß war die Offerte kleiner Schocks und großer Sehnsüchte, die Zurückhaltung beim Kommentar, die Abwesenheit moralisierender Passagen, die Unterfütterung des fotografierten Bilds mit bieder aussagekräftigen Zeichnungen, die Zugabe von Moritaten und eine stattliche Dosis von anspruchsvoll servierter, doch nicht allzu anspruchsvoller Entspannung. Was da Woche für Woche aufzublättern war, das präsentierte sich dem Betrachter und Leser als eine permanent unterhaltende Vorstellung, in der nach Möglichkeit die ganze Welt mitspielte. In den Zwischenakten gab es auch mit Maßen Information und einige Belehrungen über den Fortschritt.

Dem Leser und Betrachter jede Woche wurde selten klar, was die Nachwelt nun rühmt an Leistung: Erich Salomons Fotos etwa oder des jungen Lyonel Feiniger Karikaturen, auch die ungemaine Mühe der guten Laune, mit der da serviert wurde, der anspruchsvolle, weit mehr als heute anspruchsvolle Blickfang der Illustriertenfront – samt der Leistung, Aktualität anzubieten, wo die Tageszeitungen längst abgesahnt hatten. Die Redakteure der „Illustrierten“ handhabten Florett und Griffel, wo ihre Nachfahren trotz weit besserer technischer Mittel Holzhammer und den dicken Pinsel benutzen. Diese

Berliner

Einzelpreis
10 Pf.



Illustrierte Zeitung

Berlin S.W., Kochstr. 23/24.

Titelkopf von Januar 1903 bis Juli 1903.

Nachfahren freilich müssen sich beim Konsumenten gegen die Konkurrenz des Bildschirms durchsetzen. Die „Berliner Illustrierte“ war in ihren besten Tagen selber Bildschirm, ebenso wie Hauspostille. Sie war öffentliche Einrichtung – und das hatte natürlich auch seine Gefahren, zumal als eines Tages das führende Bilderblatt der Nation aus den richtigen in die falschen Hände geriet.

IV

Leopold Ullstein, seine Söhne und ihre Mitarbeiter, bei der „Illustrierten“ wie bei den anderen Zeitungen und Zeitschriften des Hauses: sie waren Freisinnige im weiten Sinn des Worts, treu ihrem Staat und zurückhaltend in politischen Dingen. Das galt besonders bei dem Bilderblatt für jedermann. Präzeptoren waren sie ein wenig und dabei sehr geschickt, auch Unterhalter – dazu Beobachter ihrer Zeit, im Krieg ausdrücklich national, im Frieden nüchtern und niemals aggressiv. Wenn die „Illustrierte“ den Präsidentschaftskandidaten Paul von Hindenburg nur als Feldmarschall vorstellte, seinen Rivalen Karl Marx aber als Staatsmann, so war das für die Haltung des Blatts bereits eine auffallend starke politische Äußerung. Man hatte auch Majestät nicht überschätzt. Man schätzte die Republik. Aber in der permanenten Vorstellung des Blatts gab es kaum Zwischenakte, die der Politik gewidmet waren.

Was die Nationalsozialisten vorfanden, als sie die Ullsteins vertrieben hatten, auch die Chefs und manchen ausgezeichneten Mitarbeiter der „Illustrierten“, das war ein Massenblatt, dessen von Korff geschaffene treffliche Struktur solide war und sehr gut erhalten. Hitlers Propagandisten taten das in ihrem Sinne Klügste: sie benutzten diese Struktur, sie beließen den Lesermassen ihr gewohntes Blatt, sie änderten fast nichts – aber sie servierten zusätzlich stark gebräute oder gebräunte, aber bis in den Zweiten Weltkrieg hinein milde schmeckende Propaganda. Hier wurde nicht offen polemisiert, hier wurde mit scheinbarer Würde festgestellt, wie gut Hitler und die Seinen den Deutschen bekämen.

Die „Illustrierte“ wurde damit in ihrem letzten Jahrzehnt ein Nazi-Propaganda-Vehikel ersten Ranges – eben darum, weil sie noch nicht einmal auf den zweiten Blick so aussah. Gewiß, das Blatt war nicht mehr so elegant, weltläufig und funkelnd wie noch vor kurzem;

Jahrgang

Berliner

Einzelpreis

10 Pfg

über 14 Feller.

Illustrierte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68.

Titelkopf von Juli 1903 bis Dezember 1940.

aber Korffs Erbe hielt vor, solange es keiner wegwarf. Niemand warf es weg. Es gab nach wie vor Redakteure, die etwa einen Serienzeichner fanden wie e. o. plauen, der mit „Vater und Sohn“ ein Schutzgebiet der Menschlichkeit schuf. Es gab reisende Mitarbeiter wie den nur ein klein wenig aufdringlichen Wolfgang Weber, der den Eindruck vermittelte, das Dritte Reich sei noch mit der weiten Welt verbunden, und der gar Antisemitisches so verpackte, als gäbe es keinen Antisemitismus. Es gab viele andere Mitarbeiter, die eine ordentliche „Illustrierte“ machen wollten, und sie auch häufig machten. Nicht ohne Grund sind B.I.-Fotografen nach dem Krieg Stars geworden in Blättern ganz anderen Charakters. Aber sie alle waren im Dienst eines Propaganda-Unternehmens, mit dem an Millionen Deutsche heranzukommen war, die Hitler nur mäßig geneigt waren.

Das hat seine Wirkung getan. Die Propaganda-Fracht auf dem Vehikel, stets klein und allenfalls mit Zeitzünder: sie kam an. Wer etwa machte sich klar bei einem ausgezeichneten Foto der Regierungsbank während einer Reichstagssitzung 1934, daß diese Sitzung Hitlers erste größere Mordserie zudecken mußte? Das Vertrauen in Korffs Werk und in die Ullsteins hielt lange vor – bei manchen bis in den April 1945, als das Blatt mit dem Titel B.I.Z. nur wenige Tage vor dem Dritten Reich in der Katastrophe eben dieses Reiches unterging.

V

Mancherlei, auch in der Presse, ist in dem gewandelten Teil Deutschlands nach dem Krieg wiedergekehrt. Die „Berliner Illustrierte Zeitung“, als Titel zurückgegeben den Ullsteins und heute im Besitz von Ullstein/Axel Springer, kam als Wochen-Periodikum bisher nicht zurück. Es gab aber Sonderausgaben, nun unter dem vom Leser stets gebrauchten Titel „Berliner Illustrierte“, die an die Tradition von Ullstein und Korffs freiheitlichem Blatt anknüpften: sie waren zweimal der Stadt Berlin gewidmet, zweimal dem Präsidenten Kennedy (seinem Besuch in Berlin, später dem Mord an ihm), einmal dem Besuch des Papstes im Heiligen Land. Ob es eine B.I. unserer Tage oder in denen von morgen geben wird, kann heute niemand sagen.

Dieses Buch enthält eine Auswahl von Bildern und Texten der „Berliner Illustrierten“ in ihrer Daseinszeit zwischen 1891 und 1945. Es ist, wie die anderen Sammelbände der

Edition von Ullstein-Periodika („UHU“, „Die Dame“, „Der Querschnitt“), eine persönliche Auswahl, ein Lese- und Bilderbuch aus der Zeit der Zeitschrift. Es ist nicht ein Faksimile-Band, es kann in seinem vorgegebenen Format auch nicht das Gesicht der alten Zeitschrift in aller Deutlichkeit zeigen. Es zeigt etwas anderes: die Zeit, in der die Zeitschrift erschien, ihren Geist, ihre Probleme, und die Art, in der davon in Wort und Bild berichtet wurde. Es soll Historie spiegeln, aber auch Wirkungen der Historie in die Gegenwart. Natürlich ist dabei auch nicht ausgespart, was jede Auswahl aus alten Publikationen auszeichnet: die Exempel, bei denen sich lächeln läßt über das Damals.

Unter diesen Exempeln sind auch Leseproben aus fünfzig Jahren populärer Roman-Produktion – Proben, die des Platzmangels wegen nach einer Druckseite mitten im Satz aufhören: hier soll nicht Lesefutter aufs neue angeboten werden, sondern Einblick in den Geschmack der Zeit und der Zeiten. Selten auftretende Matadore wie Schnitzler oder Zuckmayer wurden ausgespart: die kennt jedermann ohnehin, und in der Zeitschrift für jedermann waren sie Ausnahmen.

Bei der Fülle des Angebots aus mehr als einem Halbjahrhundert der B.I. lassen sich einige hundert Möglichkeiten der Zusammenstellung denken. Eine dieser Möglichkeiten wäre eine Auslese der Knalleffekte und Glanzpunkte gewesen. Es wurde darauf verzichtet: diese Bonbons waren auch bei einer Massenzeitschrift hoher Qualität so weit verstreut, daß vom Geist und von den Zeiten der Zeitschrift kaum etwas zu erkennen gewesen wäre. Vielmehr, die Auswahl mit Proben Jahr für Jahr galt der Absicht, Inhalte und Wandlungen der erfolgreichsten deutschen Zeitschrift ihrer Tage zu kennzeichnen – eine Absicht, die sich auch mit anderen Exempeln hätte verwirklichen lassen.

Hier war nun einmal auszuwählen. Wie bei jeder Auswahl sind die Gralsritter des einzig Richtigen und einzig Möglichen eingeladen, in die schimmernde Rüstung zu steigen und zu sagen, alles hätte ganz anders gewählt und präsentiert werden müssen. Sie werden damit stets recht haben: jeder wählt anderes. Der bei der „Berliner Illustrierten“ vorliegende Stoff ist besonders groß, und wo man ihn packt, da ist er eben häufig sehr interessant. Der Herausgeber bittet um Nachsicht für alles, was in diesem Band am Ende nun doch nicht stehen konnte. Er bittet um Einsicht in das, was darin steht – ausgewählt aus dreiundfünfzig Jahrgängen und den letzten Nummern einiger Monate, ausgesucht aus zweitausendachthundertundeinundachtzig Ausgaben der unvergessenen „Berliner Illustrierten Zeitung“.

Christian Ferber

nummer

Berliner

Jahrgang Preis 20 Pfennig

Illustrierte Zeitung

Titelkopf von Januar 1941 bis April 1945.

Erste Probenummer.



Marie Reffenhofer, Mitglied des Lessingtheaters.

Nach dem Original gezeichnet von Fritz Grawert.



Eleonore Duse, zur Zeit Gast am Lessing-Theater:
Für die „Berliner Illustrierte Zeitung“ nach dem Leben gezeichnet
von St. v. Mucharski.

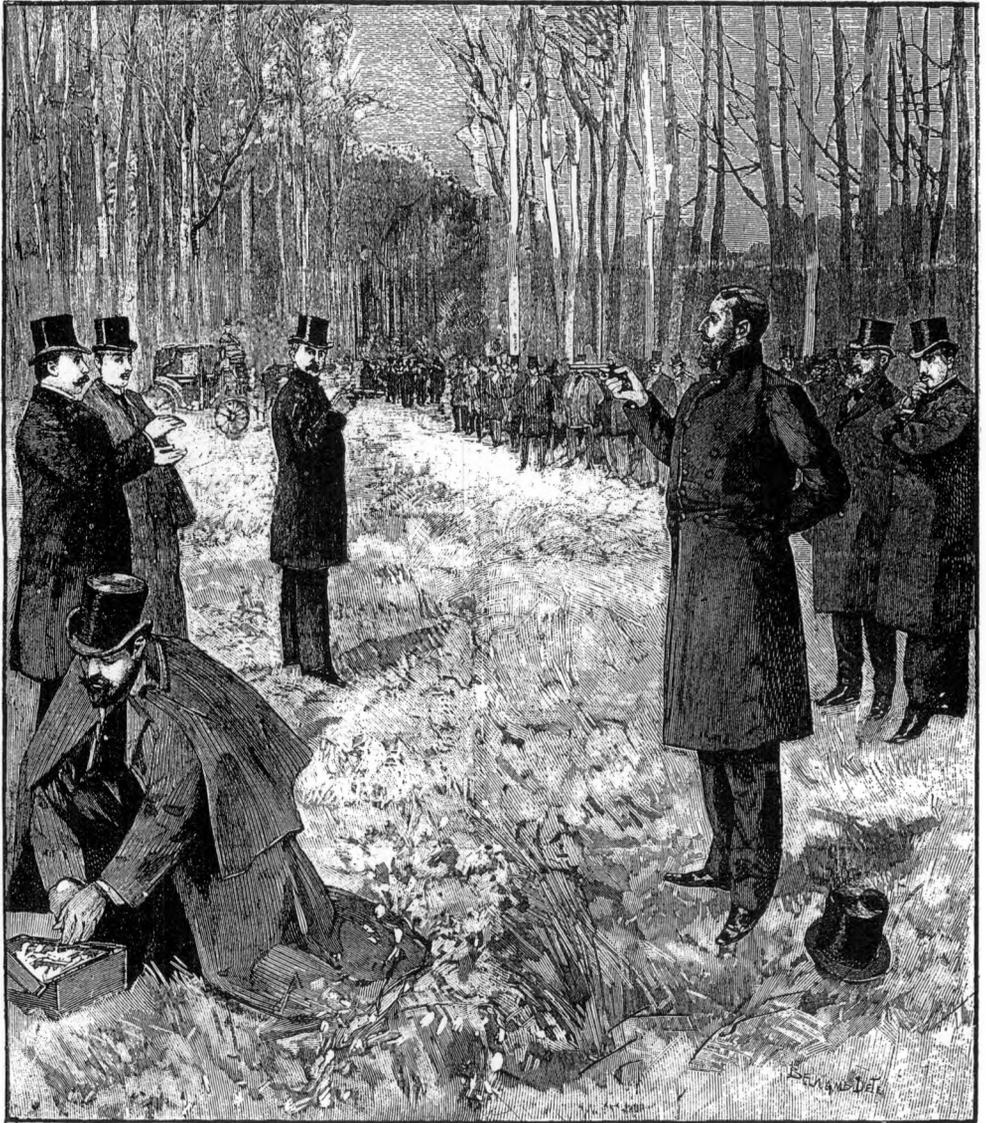
Verteilung von Kartoffelland an Berliner Arme.



Im vorigen Jahrgang unseres Blattes behandelten wir in einem Artikel das Leben und Treiben in jenen „Kolonien“, welche, von sogenannten Berliner Kartoffelbauern gegründet, sich vor den Toren der Reichshauptstadt ausbreiten. Heute bringen wir nun in obigem Bild einen Beitrag zur Entstehungsgeschichte jener Kolonien. Der Magistrat von Berlin verpachtet das ihm gehörige, an der Peripherie des Stadtriesen gelegene unbebaute Land alljährlich an kleine Leute der nächsten Stadtteile, gibt den ganz Unbemittelten wohl auch einen Anteil kostenfrei, wenn sie von den betreffenden Armenvorstehern als würdig empfohlen werden. Im Vorfrühling des Jahres erfolgt die Zuteilung, und gleich darauf wird auch mit der Installierung der „Villen“ begonnen. Aus Planken und Brettern werden kleine Häuschen errichtet, in denen den Sommer über sich jene großstädtischen Idyllen abspielen, die wir in dem obengedachten Artikel damals eingehend behandelt haben. Auch heute wieder kom-

men wir zu dem Schluß, daß diese Maßregel der Stadtverwaltung eine wahrhaft segensreiche genannt zu werden verdient, einmal im Hinblick auf die „Ernte“, welche die Kolonisten als Frucht ihrer Arbeit im Herbst einheimsen – billige Kartoffeln bedeuten etwas für den Armen –, dann aber auch des hygienischen Nutzens wegen, der für Erwachsene und Kinder in der Beschäftigung in freier Natur und im Genuß derselben liegt. „Vater“ hat freilich diesen Genuß nur an Sonntagen und an den langen Sommerabenden, die Frauen und Kinder aber auch während eines großen Teils der Wochentage. Das sind für letztere auch Ferienkolonien, und fürwahr, nicht die schlechtesten. Es liegt ein nicht zu unterschätzendes soziales Moment in dem Bewußtsein, sein eigenes Stück Land, und sei es noch so klein, zu bebauen. Und so wünschen wir denn allen Kartoffelbauern vor der großen Stadt, daß sie sich noch recht lange dieses Segens erfreuen können.

Das Duell Déroulède-Clémenceau in Paris.



Wir erwähnten schon in unserer vorigen Nummer, bei Besprechung des berühmten Panama-Skandals, das Duell, welches in Folge jenes Skandals resp. der Beleidigungen, welche der ehemalige Präsident der Patriotenliga, Déroulède, gegen den

Führer der Radikalen, Clémenceau, in der Deputiertenkammer ausstieß, zwischen den Genannten stattfand, und sind nun heute in der Lage, unseren Lesern ein authentisches Bild jener „Farce“ zu geben. Denn eine Farce, nichts mehr und nichts

weniger, war jenes Duell. Die politischen Zweikämpfe sind dort an der Tagesordnung; und wenn es dabei immer ernst zugeht – fürwahr, Frankreich resp. Paris wäre sehr bald aller großen Männer beraubt. Aber man begnügt sich eben in den weitaus meisten Fällen damit, einige Kugeln zu „wechseln“ und einige Löcher in die Luft zu schießen; und wenn ja einmal Blut fließt, so ist es das eines Unparteiischen, der sich in allzu unvorsichtige Nähe der Kämpfenden gewagt hat, vielleicht in dem frommen Glauben, daß sich ja der Duellant seinen Gegner aufs Korn nimmt und nicht dessen Zeugen. Aber, wie gesagt, selbst das Blut eines Unparteiischen fließt nur selten.

Und wenn nun schon die meisten Duelle in Paris so harmlos verlaufen und mehr eine Komödie als etwas anderes sind, so war das Duell Déroulède-Clémenceau die Komödie aller Komödien. Erst stritt man sich um die Wahl der Waffen, da Clémenceau den Ruf eines unfehlbaren Pistolen-schützen genießt, während Déroulède das nicht von sich sagen konnte. Endlich aber, um nicht den Vorwurf der Feigheit auf sich zu laden, stimmte auch er den Pistolen zu. Die Pariser vergaßen fast den ganzen Panama-Skandal dieses Duells wegen. Sie zitter-

ten tagelang um das Leben der beiden »teueren« Männer. Wie nun, wenn Déroulède fiel? Oder Clémenceau? Oder gar – entsetzlicher Gedanke! – alle beide zusammen?! Die Bedingungen ließen alles mögliche befürchten: 25 Schritt Distanz mit Avancieren bis auf 5 Schritt und dreimaliger Kugelwechsel!

Held Clémenceau nahm feierlichen Abschied von seinen Redakteuren und Mitarbeitern, von seinen Söhnen und Töchtern. Bei der Schilderung dieser ergreifenden Szene blieb in Paris kein Auge trocken. Und Déroulède! Er trieb die Seelengröße sogar so weit, am Vorabend des Duells heiter scherzend im Café zu sitzen.

Und der verhängnisvolle Tag brach an. Als die Duellanten auf dem Kampfplatz eintrafen, da fanden sie eine spalierbildende, mehrhundertköpfige Zuschauermenge vor! Man hatte natürlich, wie es bei solchen Ehrenhändeln üblich, den Ort des Renkontres sorgfältig geheimgehalten.

Eine Viertelstunde später war alles vorüber. Die beiden Helden hatten je dreimal geschossen und waren ebensooft unverletzt geblieben. Der beleidigten Ehre war Genüge geschehen. Paris atmete auf. Die Lächerlichkeit tötet nicht mehr in der Seinestadt.

**HaferMalz-
Cacao**
das Pfund
M. 2.

**HaferCacao
halb/halb**
das Pfund
M. 120



**CACAO u. CHOCOLADE
Hartwig & Vogel
Dresden.**
Anerkannt
vortreffliche
Qualität

Das
bekömmlichste
**Frühstück
für Jang**

Das
billigste
**Frühstück
und Alt.**

„Die moderne Küche“.
Das beste Kochbuch ausgezeichnet mit Diplom und goldenen Medaillen von Emma Weier.
Preis 4 Mk. in Reichhaltigkeit 5 Mk. Geb. u. alle Buchh.

Hans Breyding, Berlin, Kochstrasse 22,
Eingangs Charlottenstrasse

Bade-Einrichtungen
aller Systeme
Bäder aus
Eisen in
ausgezeichnetster
Illustration
Liste gratis
und franco.

Compl. Circulations-Einrichtung
No. 101 Mk. 55,- incl. Vorpacg.

**Echt ist
Dr. E. Weber's
Alpenkräuterthee**
nur mit reiner Göttinger Lembe
seit 1884, 30 Cent. 4 Mk. 1,- 3 Stück für 2 Mk.
E. Weber's Theefabrik, Dresden.



SOMATOSE
FLEISCH-EIWEISS
Hervorragendes Kräftigungsmittel

Unentbehrlich für jede Familie
ist der von Aerzten warm empfohlene
Schwitzapparat „Sanitas“
in 2 Monate 3mal prämiert mit höchsten Auszeichnungen.
Derselbe bietet angenehme Rubelage, ist zusammenlegbar,
überall aufzustellen u. billiger wie jeder andere Apparat.
Ebenso als **Chaiselongue-Bett** benutzen.

Ausführlichen Prospekt gratis von
Karl Dams, Berlin E. 53, Auguststrasse 41.
Liefersart für Anstalten, Krankenhäuser, Hospitäler etc.

**Claus Theede, Hoflieferant,
Ellerbeek-Kiel.**
Gegründet 1862

Fischerei, Räucherer, Braterei, Muschelzucht und Fischkonservenfabrik.
Spezialität: Kieler Bücklinge, Kieler Spratten, marinierte Fische.
Man verlange Preislisten.



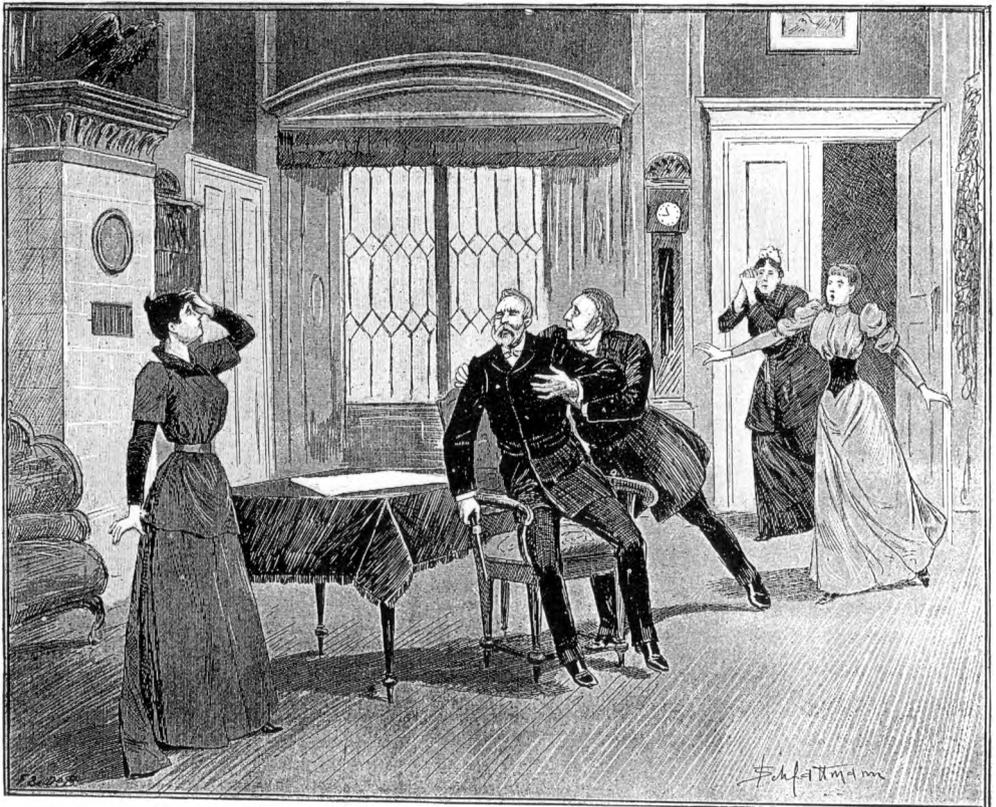
Eine Ordonnanz.

Die Schneeschuh-Übungen in der deutschen Armee.

Alles zieht die deutsche Armee nach und nach in ihren Bereich, um im nächsten Krieg nicht nur durch die Waffen, sondern auch durch andere Mittel das Übergewicht zu erlangen: den Luftballon, die Elektrizität, die Kriegshunde und jetzt auch die Schneeschuhe. Man weiß, daß dieselben in Norwegen und Lappland zu Hause sind und in neuerer Zeit auch in Rußland in Gebrauch genommen werden. In diesen Ländern dienen sie seit längerer Zeit schon den militärischen Interessen. In Norwegen ist das Schneeschuhlaufen ein nationaler Sport; der Landbriefträger, der Jäger, der Bauer eilt auf Schneeschuhen über die endlosen weißen Flächen dahin. Es existieren

dort Kompanien leichter Infanterie, die in Winterfeldzügen die größten Dienste leisten können. Gegenwärtig manövrieren alle Infanteriekorps Norwegens mit Schneeschuhen und organisieren selbst interessante Wettkämpfe untereinander. In der russischen Armee sind gewisse Korps, die kaiserlichen Leib-Tirailleure und die finnländischen Tirailleure mit Schneeschuhen ausgerüstet. Die holländischen Schützen gebrauchen in ähnlicher Weise die Eisschuhe, auf welchen sie über die weiten Eisflächen ihres wasserreichen Landes dahinfliegen. In Deutschland hat man jetzt begonnen, beim 82. Infanterie-Regiment in

Goslar, Versuche mit Schneeschuhen zu machen. Sie haben eine Holzschiene von ungefähr 1,30 Meter, sind ein wenig breiter als der Fuß und mit Eisen beschlagen sowie mit Riemen versehen. Eine Probe-Abteilung, aus Unteroffizieren zusammengesetzt, übt unter der Leitung eines Offiziers und führt längere Märsche in der Umgegend der Stadt aus. Es werden dabei natürlich alle Eigenheiten eines wirklichen Kampfes beobachtet. Ein Nebenbild stellt einen Unteroffizier dar, der einen friedlicheren Zweck verfolgt. Es handelt sich um einen Fourrier, der sich zum Bericht begibt, sein Ordonnanz-Buch unter dem Arm.



Szene aus dem 4. Akt des Schauspiels „Heimat“ von Hermann Sudermann.

Papst Leo XIII. am Phonographen.



Der Papst sendet den amerikanischen Katholiken durch den Phonographen seinen Segen.

Ungleich manchen anderen Erfindungen des Amerikaners Edison, dem wir ja auch das Telefon und die elektrischen Glühlampen verdanken, hat sich der Phonograph bisher keinen praktischen Wirkungskreis zu erobern gewußt. Es ist mehr eine interessante Spielerei. Und wird auch dadurch nicht mehr werden, daß Edison zur Zeit wieder einmal Reklame für ihn in Europa machen läßt, dergestalt, daß er seinen Vertreter, Mr. Moriarty, zu hervorragenden und berühmten Männern mit der Bitte herumschickt, in den Phonographen hineinzu sprechen, damit auch die Amerikaner diese berühmten „Stimmen“ hören können. Mr. Moriarty hat auch Se. Heiligkeit den Papst Leo XIII. nicht verschont mit diesem Ansuchen, und das Haupt der katholischen Christenheit hat demselben auch entsprochen. Leo XIII. stellte nur die

Bedingung, daß die erste Reproduktion seiner Worte vor dem Präsidenten der Vereinigten Staaten erfolge, weil er diesem seinen Gruß entbieten wollte. In Gegenwart seines Hofstaates sprach nun vor einiger Zeit der Papst in den Phonographen diesen Gruß, mit dem er einen Segenswunsch für die katholischen Amerikaner verband, und jüngst erhielt der Präsident Cleveland die Platte, auf welcher die Worte des Heiligen Vaters gesprochen waren. Vor einem geladenen Publikum wurde die Platte in den Reproduktions-Phonographen eingefügt, der denn auch die Worte des Papstes in derselben Stimme und demselben Tonfall, in denen sie gesprochen waren, den Versammelten kundgab. Der gesprochene Segen des Papstes über Länder und Meere verschickte, das ist jedenfalls durchaus *fin de siècle*.



FRIEDRICH ENGELS auf dem sozialdemokratischen Bankett in den Concordiasälen. Nach der Natur gezeichnet von Hans Leo Arndt.

Am verflossenen Freitag sahen die Concordiasäle in Berlin eine mehrtausendköpfige Menge, Männer und Frauen aus den arbeitenden Klassen in festfreudiger Stimmung in ihren weiten Räumen, die auch ihrerseits festlich geschmückt waren mit Fahnen und Dekorationen in der Farbe der Sozialdemokratie. An langen Tischen nahmen sie alle Platz, ein Quertisch unterhalb der Bühne sah den Parteivorstand vereinigt: Liebknecht, Bebel, Singer und Auer. Auch zwei Damen hatten hier Platz genommen: Frau Bebel und Frau Louise Kautsky und zwischen ihnen ein alter Herr mit grauem Bart und Haar, aber jugendlich blitzenden Augen: Friedrich Engels aus London, nach

dem Tode Marx' das geistige Haupt der deutschen Sozialdemokratie. Einige Tage vorher hatte er mit Bebel vor einer großen Arbeiterversammlung in Wien gesprochen; die Berliner Genossen feierten seine Anwesenheit in Berlin durch ein Festbankett.

Musik und Gesang – die zweihundert Arbeitergesangsvereine Berlins hatten je ihren besten Sänger zu dem imposanten Chor gestellt – leiteten den Festabend ein, dann erhob sich Wilhelm Liebknecht, um dem Helden des Abends den Willkommensgruß der deutschen Sozialdemokratie zuzurufen. Mit seinem fortreibenden Pathos feierte er Engels als den Mitverfasser

des „Kommunistischen Manifestes an die Proletarier aller Länder“, dessen anderer geistiger Urheber Karl Marx gewesen ist. Er nannte Engels den Testamentsvollstrecker des heimgegangenen Verfassers des »Kapital« und die deutschen Sozialdemokraten wiederum die politischen Testamentsvollstrecker Engels’.

Dann erhob sich der Gefeierte. Er ist kein hervorragender Redner, und er macht auch nicht den Anspruch, es zu sein, wie er selbst sagte. Er verbreitete sich über den Eindruck, den Berlin nach so langer Abwesenheit auf ihn gemacht. Damals – als er die Stadt zuletzt gesehen – sei sie eine Hof- und Residenzstadt mit 350 000 Einwohnern gewesen, eine Stadt der Bürokratie, des Adels und des Militärs – heute sei sie eine Industrie- und Handelsstadt geworden, die Hochburg der deutschen Sozialdemokratie. Seine Rede klang in einem Hoch auf die internationale Sozialdemokratie aus und dieses wiederum in den Massengesang der Arbeitermarseillaise. Damit war der offizielle Teil geschlossen; aber ein rei-

ches Programm an musikalischen und deklamatorischen Vorträgen hielt die Anwesenden noch bis Mitternacht fest.

Friedrich Engels steht jetzt in seinem 73. Lebensjahr; er ist der Sohn eines Fabrikanten in Barmen. 1841–43 diente er als Einjährig-Freiwilliger in der preußischen Armee. Ein Aufenthalt in England führte zur Entstehung seiner ersten Schrift: „Die Lage der arbeitenden Klassen.“ Schon 1844 war er mit Karl Marx in Brüssel bekannt geworden und verfaßte mit diesem im Jahre 1847 im Auftrag des Kommunistenbundes das obenerwähnte „Manifest“. 1848–49 war er Mitarbeiter an der von Marx in Köln geleiteten „Neuen Rheinischen Zeitung“, nahm dann an den Aufständen in Baden und der Pfalz teil und flüchtete nach der Niederwerfung derselben nach England, von wo aus er im Verein mit seinem Freund Marx unermüdlich für die Verbreitung sozialistischer Ideen wirkte. Unsere Leser, gleichviel welcher Parteiliebe, wird das Porträt dieses geistig bedeutenden Mannes sicher interessieren.

Uniformbeinkleider



für Aerzte

Musiker

Rechtsanwälte

Spieler

Verliebte.



D ä m o n e n .



ROMAN VON CARL MATTHIAS

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Überaus gebückt, betrat der sonst so selbstbewußte Schlosser das Komptoir. Ehrlich musterte ihn mit scharfen Blicken. Er war ein zu guter Geschäftsmann, als daß er nicht gewußt hätte, was den Schlosser bedrückte.

„Pünktlicher Mann“, sagte er grinsend, „bringen mir das Geld schon ein paar Tage vor der Verfallszeit des Wechsels. Das habe ich gern, denn Geld kann man immer gebrauchen.“

„Leider bringe ich es nicht“, sprach Findler, „im Gegenteil, ich wollte Sie bitten —“

„Nun, Sie haben ja noch mehrere Tage Zeit“, meinte der Wucherer, „bis zum einundzwanzigsten, wenn ich nicht irre.“

„Nein, es ist ganz richtig“, versetzte der Handwerker beklommen. „Allein bin ich nicht imstande, bis dahin das Geld aufzutreiben. Die Außenstände gehen so schwer ein. Sie müssen mir einen Monat Respekt geben.“

„Ich muß?“ fragte Ehrlich scharf, seine Hornbrille hinaufschiebend, „ich will nicht. Das ist das Wort — ich brauche mein Geld, ich habe es Ihnen schon einmal gesagt, und deshalb muß ich nicht warten, sondern Sie zahlen, pünktlich am einundzwanzigsten Mittag zwölf Uhr.“

„Aber nehmen Sie doch Vernunft an, Sie wissen, wozu ich das Geld brauchte. Einen habgierigen Schuft zu befriedigen. Lassen Sie mir das Geld noch. Ich bin bereit, Ihnen jeden beliebigen Zinsfuß zu zahlen.“

„Unsinn, nachher zahlen Sie Zinsen und Kapital nicht, und ich bin um mein Geld geprellt. Wenn Sie nicht zahlen, klage ich es ein.“

„Es ist mir unmöglich. Ich wiederhole es Ihnen.“

„Wenn Schuldenmachen möglich, muß auch das Zahlen möglich sein. Aber ich will diesmal Nachsicht haben. Wo ist der Wechsel? Aha, hier“, sagte er, ein Papier aus seinem Pult ziehend. „Er lautet auf fünftausend Mark. So schreiben wir sechstausendfünfhundert, zahlbar einen Monat später. Ist Ihnen das recht?“

„Nein, nein!“ schrie der Handwerker. „Ich würde mich selbst bestehlen, wollte ich das unterschreiben. Ich habe nur viertausend Mark von Ihnen empfangen.“

„Dann legen wir den Wechsel wieder beiseite“, sagte der Wucherer gleichgültig. „Es ist sowieso ein unsicheres Geschäft. In einem Monat habe ich vielleicht das Nachsehen, während mir jetzt noch Ihr Erbe Garantie bietet. Also leben Sie wohl, und halten Sie am einundzwanzigsten das Geld bereit.“

„So haben Sie also wirklich gar kein Erbarmen, soll ich so von Ihnen gehen?“

„Ich habe Ihnen den einzigen Ausweg gezeigt. Schlagen Sie ihn nicht ein, so verklage ich Sie.“

„Nun denn, so klagen Sie in des Teufels Namen!“ schrie der Schlosser. „Ich unterzeichne den neuen Wisch nicht. Aber der ganzen Welt werde ich

[Ende des Exzerpts]

Der Zweikaisertag in Abbazia.



Die deutsche Kaiser-Familie und Kaiser Franz Joseph.

Abbazia, das nun schon seit Wochen unserem Kaiserpaar als Aufenthalt dient, hat seinen großen Tag hinter sich: am 29. v. M. traf dort der Kaiser von Österreich zum Besuch seines Freundes und Verbündeten ein. Es war das erste Mal, daß Kaiser Franz Joseph diesem österreichischen Seebad seine Anwesenheit schenkte, er hatte sich bisher konsequent davon ferngehalten. Eingeweihte wollen wissen, daß diese Abneigung des Kaisers gegen Abbazia um Jahre zurückdatiere, da hier die ersten Kapitel jenes Romans sich abspielten, der zur Tragödie von Meyerling führte.

Aber fort mit diesem düsteren Bild! Abbazia und die Küstenflecken von Fiume bis Abbazia hatten sich zu Ehren Kaiser Franz Josephs in ein überaus festliches Gewand geworfen, bei dem vielleicht nur mit dem Lorbeer, der ja freilich hier wild wächst,

allzu verschwenderisch umgegangen war. Am Morgen des 29. März traf Kaiser Franz Joseph mit der Bahn in Matuglie ein, erwartet und begrüßt von Kaiser Wilhelm und den Spitzen der Behörden. Die Begrüßung beider Kaiser war eine überaus herzliche. Kaiser Franz Joseph trug die Uniform des Kaiser-Franz-Regiments, Kaiser Wilhelm diejenige seines ungarischen Husaren-Regiments. Zu Wagen wurde die Fahrt nach Abbazia angetreten, und überall wurden die Monarchen von der Landbevölkerung und den Kurgästen auf das herzlichste begrüßt.

Zu den festlichen Veranstaltungen gehörte auch ein Besuch auf dem prächtig geschmückten, vor Abbazia verankert liegenden deutschen Schulschiff „Moltke“. Am Abend desselben Tages trat Kaiser Franz Joseph die Rückreise an.

Der politische Mord in Prag.



Die Leiche Rudolf Mrvas am Tatort. Nach der Skizze eines Augenzeugen.

Im Böhmerland gärt es. Seitdem dort die Jungtschechen die Oberhand haben, haben sie ihre Forderungen, die im wesentlichen in dem Satz gipfeln „Böhmen den Tschechen“, immer rücksichtsloser ver-

fochten, und der infolge dieser Agitationen über Böhmen verhängte Ausnahmezustand hat das Seine dazu beigetragen, die Gegensätze zu verschärfen.

Vor einiger Zeit war die Polizei in Prag

einem Geheimbund, der sich Omladina nannte, auf die Spur gekommen, der zum größten Teil aus jugendlichen Mitgliedern bestand und der die Seele der Straßendemonstrationen am Geburtstag des Kaisers in Prag und später gewesen sein soll. Auf Grund des von der Polizei herbeigeschafften Belastungsmaterials hat die Staatsanwaltschaft das Verfahren gegen die Omladina eingeleitet; die gerichtliche Verhandlung steht für den 15. Januar an.

Am 17. Oktober v. J. sprach der Jungtscheche Dr. Herold im österreichischen Abgeordnetenhaus über diesen Geheimbund und denunzierte hierbei ein Mitglied der Omladina, das als solches den Spitznamen „Rigoletto von Toskana“ führe, als Polizeispitzel. Dr. Herold schloß seine Rede mit folgenden Worten: „80 verführte junge Leute sind jetzt seit acht Monaten in Untersuchungshaft wegen Hochverrats, und derjenige Mensch, der sie geführt, verführt und auch angezeigt hat, läuft in Prag frank und frei herum, und ihm geschieht nichts!“

Diese Rede kann man als das Todesurteil des Handschuhmachers Rudolf Mrva alias Rigoletto von Toskana bezeichnen.

Denn von jenem Zeitpunkt ab hatte er vor seinen ehemaligen Genossen keine ruhige Stunde, wurde einmal sogar auf offener Straße von einem jungen Mann tötlich mißhandelt und am 23. Dezember v. J. in seiner Wohnung ermordet.

Seine Mörder waren der 18jährige Fabrik Schlosser Ottokar Dolezal und der 17 Jahre alte Lackierer-Gehilfe Franz Dragoun, beides Mitglieder der Omladina. Sie machten dem Mrva am Nachmittag des gedachten Tages einen Besuch, spielten anfänglich mit ihm Karten und halfen ihm alsdann bei der Ausschmückung des Weihnachtsbaumes. Man vergnügte sich weiter mit einem Ringkampf, und die beiden baten plötzlich Mrva, ein Lied zu singen. Dieser stimmte ein bekanntes kroatisches Lied an, in welchem eine Stelle vorkommt, in der ein Verräter mit dem Tode bedroht wird. Da packte Dragoun den Mrva bei der Gurgel, drückte ihn an seine Brust und warf ihn zu Boden, wobei Mrva einen Schrei ausstieß. Dolezal zog einen Dolch aus der Tasche und stieß ihn mit aller Gewalt Mrva in die Brust. Die Mörder verließen hierauf schleunigst die Wohnung unter Zurücklassung der Scheide des Dolches.

5 Tage auf Probe

ohne Nachnahme — ohne Vorauszahlung — ohne Kaufzwang
senden wir jedem Interessenten **franko** einen

Petroleum-Glühlichtbrenner „Schapirolicht“

Leuchtet wie *
* Gasglühlicht.

Verbraucht in
20 Stunden nur 1 Liter
Petroleum.

1 kompl. Schapiro-
Brenner

mit Strumpf u. Zylinder
Mk. 6.50.

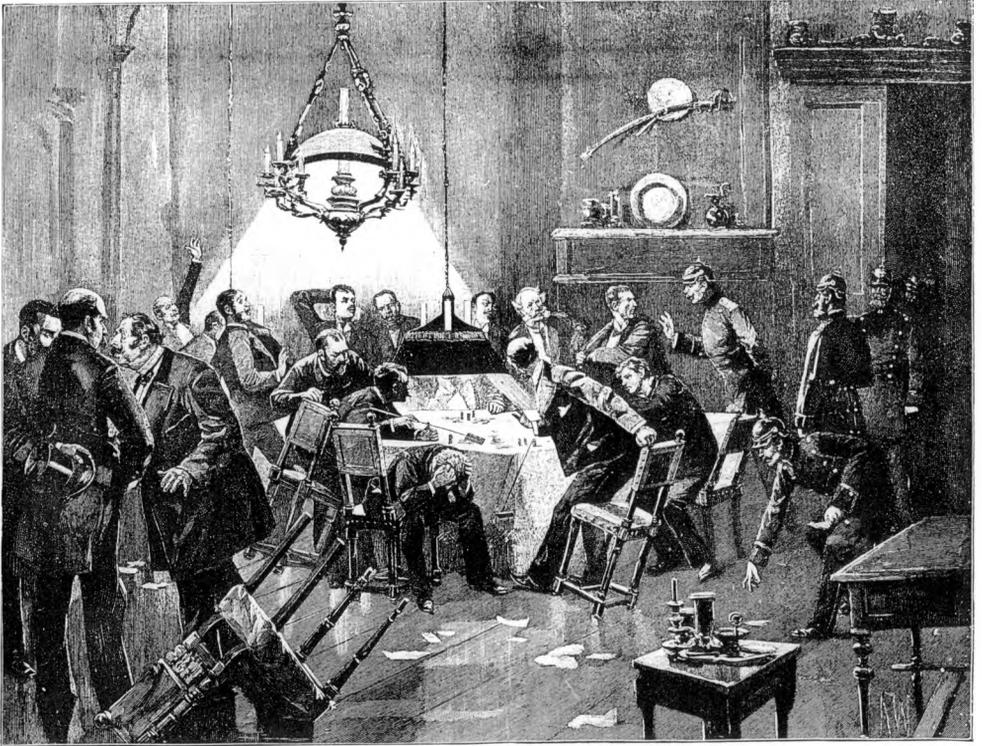


„Modell 1903.“
Passt auf jede
Petroleumlampe.

Hermann Hurwitz
& Co.

Berlin C.
Stralauerstr. 56.

Der Moloch Spiel.



Die Aushebung einer Spielhölle in Berlin W.

Alle Welt erinnert sich noch der Erregung, welche der Spielerprozeß in Hannover im Gefolge hatte; man entrüstete sich gleicherweise über die Betrüger wie über die Betrogenen, über die Gewissenlosigkeit der einen wie über den Leichtsinne der anderen. Und man tat so, als wäre die Spielleidenschaft nur in Offizierskreisen vorherrschend, während sie doch tatsächlich in fast allen Volksschichten grassiert.

Natürlich sind die größeren Städte ein ungleich geeigneterer Boden für die ungeordnete Ausübung der Spielsucht als die kleineren in der Provinz, wo der Eingeborene kaum auf verbotenen Wegen wandeln darf, ohne befürchten zu müssen, daß bereits am

anderen Morgen Frau Fama ihn zum Stadtgespräch macht, und wo höchstens ein paar Handelsreisende am Abend im verschwiegensten Hinterzimmer des Hotels ein wenig – „mauscheln“.

Je größer aber die Stadt, um so schwieriger die Entdeckung, um so häufiger die Verführung. In gar vielen Menschen schlummert die Spielsucht nur und bedarf nur eines äußeren Anlasses, um geweckt zu werden. Man wird bei irgendeiner Gelegenheit, im Kreise guter Bekannter, am Wirtshaustisch, überredet, sich „die Sache doch einmal anzusehen“. Da ist der X., der hält in seiner Wohnung an gewissen Abenden eine kleine Bank. Nur für ganz gute

Bekannte. Natürlich! Man pointiert einmal „spaßeshalber“ mit, das ist alles. Große Summen sind dabei weder zu verlieren noch zu gewinnen, und es ist im Grunde eben nur eine kleine, nervenanregende „Zerstreuung“.

Und man läßt sich beschwatzen und geht mit. Selbstverständlich mit den besten Vorsätzen. Und es ist wirklich recht nett bei Herrn X. Der Mann ist die Liebenswürdigkeit selbst; man findet eine sehr achtbare Gesellschaft bei ihm, Leute, bei deren Anblick man unwillkürlich sich salviert fühlt, dazu behagliche, komfortable Räume – kurzum, man fühlt sich bald heimisch hier, um so mehr, als der Klang der Silber- und Goldstücke auf dem grünen Tuch das Blut in Wallung bringt.

Der Abend ist entscheidend, gleichviel ob man verloren oder gewonnen hat. Im ersteren Fall will man Verlorenes wieder einbringen, im zweiten auf alten neuen Gewinn häufen. Wen die Spielleidenschaft einmal gepackt hat, den hält sie fest mit ehernen Banden; wohl dem, der sich noch rechtzeitig davon freizumachen versteht. Die meisten aber haben diese unselige Leidenschaft zu büßen mit Verlusten an Hab und Gut, mit ihrem Familienglück, oft auch mit ihrer – Ehre.

Unser Bild führt unseren Lesern das Innere einer solchen vorher geschilderten Spielhölle im Westen Berlins und zugleich auch die Aufhebung derselben durch die Polizei vor. Deutlich ist in den Mienen, der Haltung der Spieler der panische Schrek-

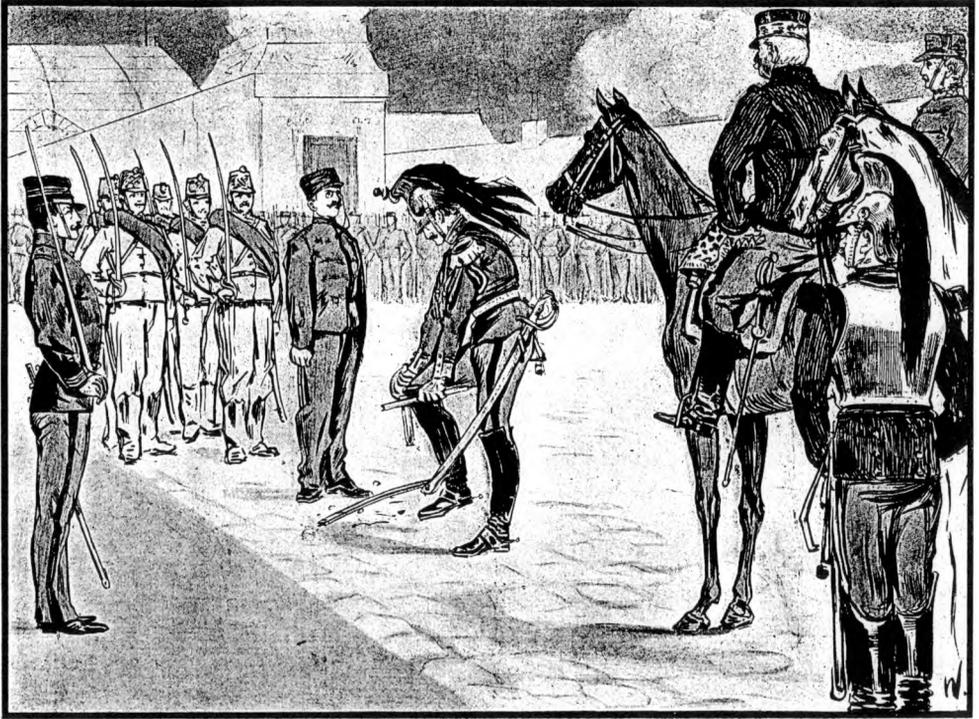
ken ausgedrückt, den das unvermutete Erscheinen der Polizei verursacht. Der Polizeileutnant an der Spitze der Schutzleute erklärt sämtliche Personen für verhaftet. An Flucht ist nicht zu denken; die Überumpelung ist zu gut vorbereitet gewesen. Dort verbirgt einer hastig etwas in der Brusttasche; sind es vielleicht „gezeichnete“ Karten? Da birgt ein anderer den Kopf in den Händen: er sieht im Geiste seinen von aller Welt geachteten Namen vor das Forum der öffentlichen Meinung gezerrt, sogar wohl an der Gerichtsstätte! Ein Schutzmann ist eifrig damit beschäftigt, die am Boden herum verstreuten Papiere: Spielnotizen und sogenannte „Bons“, Gutschriften über verlorene und ausgeliehene Summen, zusammenzulesen. Es ist wertvolles Material in der Hand des Untersuchungsrichters.

Eine Schwalbe macht keinen Sommer, und eine aufgehobene Spielhölle bedeutet noch nicht das Ende der übrigen. Man wird eben einfach noch „vorsichtiger“ sein.

Wir haben nach dem Leben gezeichnet. Es gibt mehr Spielhöllen in Berlin, als die große Masse sich träumen läßt. Bei den einen ist es die „noble Passion“, bei anderen die Nervenregung, die mit dem Spiel verbunden ist, noch bei anderen die Hoffnung auf Gewinn, die sie zum Spieltisch zieht. Und wenn auch fast in allen vornehmen Klubs das Spiel statutengemäß ausgeschlossen ist, bei verschlossenen Türen wird dennoch „gejeut“. Das Spiel gehört nun einmal zu den noblen Passionen.



Der Hochverrats-Prozeß in Paris.



Die Degradierung des Hauptmanns Dreyfus auf dem Hof der Militärschule in Paris.
Nach einer Momentfotografie gezeichnet.

Was es in Wahrheit mit den Gefühlen der Franzosen gegen Deutschland, das heißt der Franzosen, die in Frankreich die öffentliche Meinung machen, auf sich hat, das hat der jüngst stattgefundene Prozeß gegen den Hauptmann Dreyfus gezeigt. Unversöhnlichkeit nach wie vor, trotz aller Beweise der Courtoisie Kaiser Wilhelms im verflossenen Jahr.

Nahezu krankhaft ist die in Frankreich herrschende Spionenfurcht, die Sucht, in jedem Deutschsprechenden einen Spion zu wittern. Gelegentlich des Prozesses Dreyfus entblödeten sich Pariser Blätter nicht, die große Mehrheit der in Frankreich lebenden und ihrem Erwerb nachgehenden Deutschen als verkappte Spione Deutsch-

lands zu bezeichnen, deren bürgerliches Gewerbe eben nur der Deckmantel für ihren wahren „Beruf“ sei. Und weiter unterstand sich diese Presse, in ziemlich unverblümter Weise die deutsche Botschaft in Paris als die Zentralstelle dieses über ganz Frankreich ausgespannenen Spionennetzes zu bezeichnen, welche Frechheit zu energischen Reklamationen des Grafen Münster bei dem französischen Minister des Auswärtigen, Herrn Hanoteaux, führte, der ihm allerdings in loyalster Weise genugtuende Versicherungen gab, daß die französische Regierung jenem Treiben der Presse gänzlich fernstehe und suchen werde, es nach Möglichkeit einzuschränken.

Die Vorgeschichte des Prozesses, welche

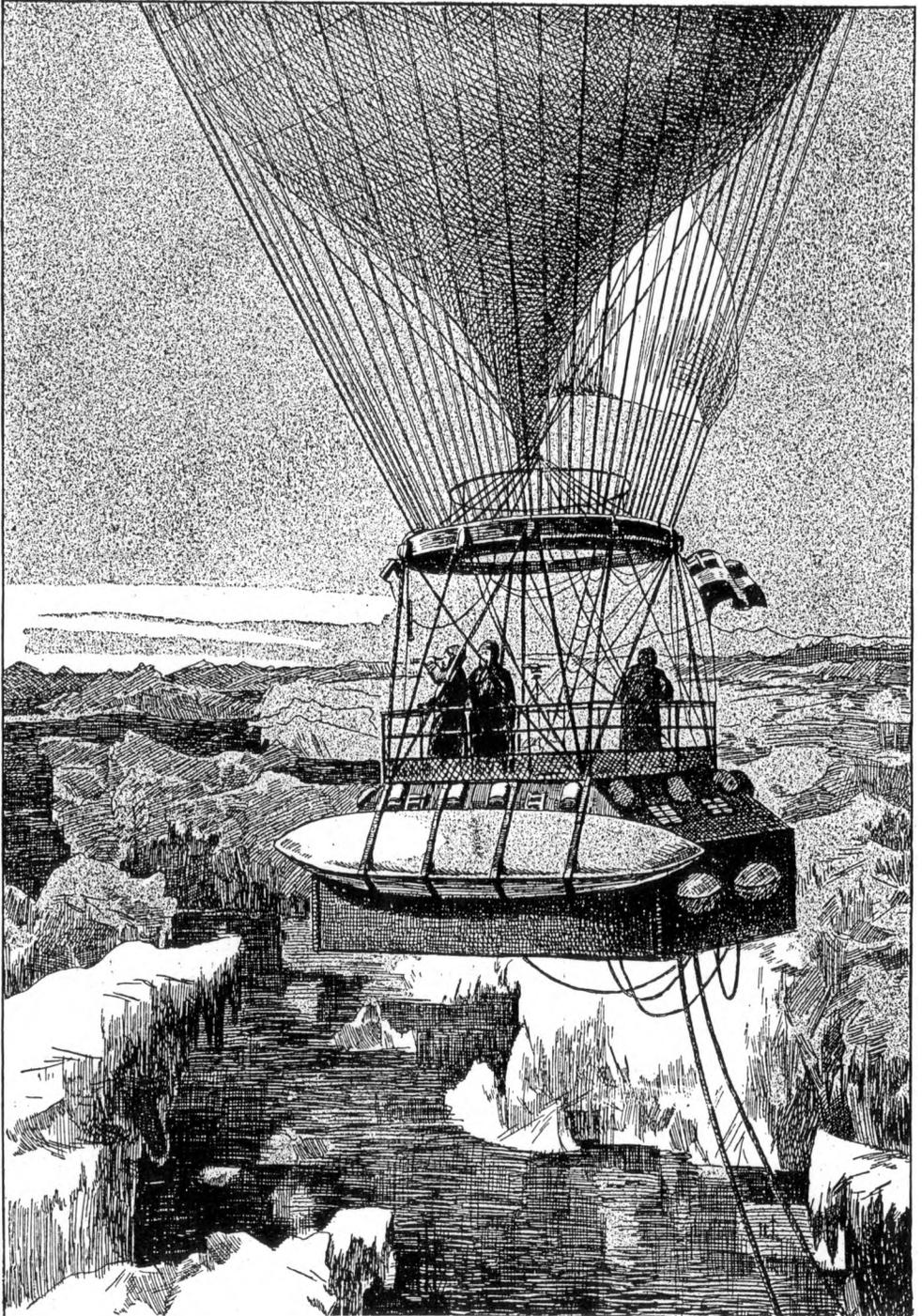
der Anklage gegen Dreyfus zugrunde lag, ist bekannt und sei hier nur der Vollständigkeit halber noch einmal kurz rekapituliert. In einer fremden Botschaft zu Paris – wie der „Gil Blas“ und der Chor der ihm geistes- und sinnesverwandten Blätter behauptete: der deutschen – wurde durch einen „Gegenspion“ bei der Durchschnüffelung eines Papierkorbes ein Brief gefunden, der eine lange Liste von Schriftstücken enthält, welche sich auf den Mobilisierungsplan für die östlichen Armee Korps, auf die Truppenzusammenziehung im Lager von Chalons und auf die Herstellung einer Granate beziehen. Da die in dem Brief aufgezählten Schriftstücke nur vom ersten Büro des Kriegsministeriums geliefert sein konnten, ordnete der Generalstabschef Boisdeffre an, die Handschriften aller dort beschäftigten Offiziere mit dem Dokument zu vergleichen. Drei von vier Schreibsachverständigen bezeichneten Dreyfus. Dieser wurde überwacht, dann verhaftet und in Untersuchungshaft genommen, aus welcher er am 19. Dezember dem Militärgerichtshof vorgeführt wurde.

Hauptmann Dreyfus steht zu Anfang der dreißiger Jahre, gehörte dem 14. Artillerieregiment an und war vor längerer Zeit zum Generalstab kommandiert. Er entstammt einer elsässischen jüdischen Familie und ist noch nicht lange verheiratet. Während einige Berichtersteller deutscher Zeitungen die Gelegenheit hatten, ihn während des Vorstadiums des Prozesses zu sehen, sein Gesicht als abstoßend bezeichneten, ja eine richtige Verbrecherphysiognomie aus demselben herauskonstruieren wollten, bezeichnen andere es als ausdrucksvoll, intelligent, ja sogar als hübsch.

Der Ausgang des Prozesses, der unter strengstem Ausschluß der Öffentlichkeit stattfand, ist bekannt, er konnte auch bei

der Erregtheit, mit welcher sich die öffentliche Meinung gegen Dreyfus aussprach, kaum zweifelhaft sein. „Es rast' der See und wollt' sein Opfer haben.“ Er hat es bekommen. Dreyfus ist zur Degradierung und zur Deportation nach Neu-Kaledonien verurteilt. Da die Öffentlichkeit bei dem Prozeß ausgeschlossen war, so hat man nicht erfahren, ob Dreyfus nur auf den einen Brief hin, auf das Gutachten einiger Sachverständiger, daß er ihn geschrieben haben sollte, verurteilt worden ist oder ob man schwerwiegenderes Beweismaterial gegenüber den Unschuldsbeteuerungen des Angeklagten zur Stelle hatte.

Das eine ist sicher, daß die Verurteilung Dreyfus' in Paris eine fast wilde Freude hervorrief. Ist er in der Tat schuldig, so wird ihn wohl kein Mensch, auch in Deutschland nicht, verteidigen wollen. Ehrlosigkeit wird eben überall, bei allen anständigen Menschen, gleichviel welcher Sprache und Nationalität sie sind, gleich niedrig bewertet. Ein anderes ist es aber, ob die Franzosen Berechtigung haben, sich so gegen Deutschland ins Zeug zu legen, nur auf die vage Vermutung hin, daß Dreyfus ein Spion in deutschem Solde gewesen, und sich darüber zu entrüsten, daß die deutsche Armeeverwaltung auch Spione nach Frankreich schicke. Sie vergessen ganz, daß sie selbst in ihrem Kriegsministerium eine eigene Abteilung für die Spionage in fremden Staaten, namentlich in Deutschland, haben, daß zu wiederholten Malen auf der Tat ertappte französische Spione vor deutschen Gerichten gestanden haben – man braucht nur an die beiden, durch die Hochherzigkeit Kaiser Wilhelms freigegebenen Offiziere zu erinnern – daß sie also eigentlich am wenigsten Ursache haben, sich über deutsche Spione in Frankreich zu entrüsten.  (s. S. 396)



Mit dem Luftballon zum Nordpol.

Eine Nordpol-Expedition mit dem Luftballon.

Der Nordpolarforschung sind schon zahlreiche Menschenleben zum Opfer gefallen; so mancher kühne Seemann, so mancher Jünger der Wissenschaft hat im ewigen Eise sein Leben dahingeben müssen, ohne die erstrebte Aufgabe: den Pol zu Land und zu Wasser zu erreichen, gelöst zu haben. Aber immer neue Wagemutige fanden sich, in jüngster Zeit erst wieder der Norweger Fridtjof Nansen, auf dessen Expedition die gesamte wissenschaftliche Welt mit hoher Spannung blickt. Ein Schwede, Professor P. A. Andrée, Hauptingenieur des Königlichen Patentbüros von Schweden, ist es auch, der den etwas abenteuerlichen Plan gefaßt hat, das ersehnte Ziel auf dem Luftwege zu erreichen. Die nördlichen Eisfelder haben eine Breite von mehreren hundert Meilen, und es ist nur eine Vermutung, daß hinter diesen Eisfeldern sich ein eisfreies Meer befindet. Wenn diese Vermutung richtig ist, so könnten selbst jene Nordpolfahrer, welche die kalten, erstarrten Eisfelder durchquert haben, unmöglich zum Nordpol gelangen, weil die Durchquerung der Eisfelder nur mit Schlitten zu forcieren ist und man diese Schlitten wiederum nicht auf dem eisfreien Meer um den Nordpol benützen kann.

Andrée will sich nun dem noch nie von einem Menschenauge erschauten geographischen Punkt durch die Lüfte nähern. Er hat zu diesem Zweck einen besonderen Luftballon konstruiert und will denselben in Gesellschaft mit dem Meteorologen Dr. Nils Ekholm von Spitzbergen aus statt des Schiffes, das ihn bis dorthin gebracht, benützen. In der starken, festen Gondel, an

welcher auch ein Boot angebracht ist, haben zehn Personen Platz, und diese zehn Personen sind auserkoren, den Nordpol zu erreichen. Professor Andrée hat sich die Sache so gedacht, daß, wenn er mit seinem Schiff bis zu den undurchdringlichen Eisfeldern des Nordmeeres gelangt ist, er dort das Schiff für die Überwinterung herrichtet und er mit seinen auserlesenen Genossen statt der Schlitten den Ballon besteigt. Aus den Berichten der Nordpolfahrer geht hervor, daß mit Winteranbruch regelmäßig von Süden her gegen den Nordpol zu ein heftiger Sturm weht. Diesen Sturm will der tollkühne Nordpolfahrer zu seiner Luftreise benützen, und er hofft, daß der Sturm sein Schiff innerhalb dreier Wochen über die Eisfelder hinwegreißen wird, jenseits der Eisfelder erwartet er das sturm- und eisfreie Meer zu finden, in dem sich eine einzige Insel befinden soll, welche in ihrem Mittelpunkt den Nordpol enthalten soll. Trotz dieser Berechnung nimmt Andrée für zwei Jahre Proviant mit, denn es ist ja möglich, daß diese Berechnungen falsch sind und er zu seiner Reise über die Eisfelder Wochen und Monate benötigt, und dann könnte er durch Mangel an Nahrungsmitteln zugrunde gehen.

Die Gesamtkosten der Expedition, welche Andrée gegenwärtig in Paris vorbereitet, sind auf 48 000 Dollar (192 000 Mark) veranschlagt; eine Summe, die bereits durch Beiträge schwedischer Großkapitalisten sichergestellt ist. Auch König Oskar von Schweden hat einen Beitrag gezeichnet. Anfang Juni soll das Unternehmen anheben.

—> Ein deutscher Dichter. <—



Gustav Freytag †.

Das deutsche Volk hat einen schweren Verlust erlitten: Gustav Freytag, unser größter Dichter der neueren Zeit, hat am letzten Apriltag die Augen zur ewigen Ruhe geschlossen. Ein 79jähriger fast, ging er doch bis in seine jüngsten Tage hinein fest und aufrecht durch das Leben, das er mit so warmem Blick erschaut; und wenn auch im letzten Jahrzehnt seine einst so fleißige Feder fast völlig ruhte, so verfolgte er doch immer noch mit regem Geist die literarischen und politischen Strömungen unserer Zeit.

Es ist ein wohlangewendetes, reichbegnadetes Leben gewesen, das in Gustav Freytag abschloß. Sein Name aber wird nimmer verlöschen, solange es noch eine deutsche Literatur gibt. Sein Wirken ging nicht in die Breite, sondern in die Tiefe, und da haftet es mit unzerstörbaren Wurzeln. Gustav Freytag war es, der in trüber Zeit, als der Sturmwind der Reaktion über die in den Frühlingstagen des Jahres 1848 aufgesprossenen Blüten dahinfegte, dem deutschen Volk den besten deutschen Roman und das beste deutsche Lustspiel dieses Jahrhunderts schenkte: „Die Journalisten“ (1854) und „Soll und Haben“ (1855). Wenn Gustav Freytag nichts weiter geschaffen hätte, als diese beiden unvergänglichen Werke, die noch heute eine unverminderte Frische ausstrahlen, fürwahr, er gehörte doch auf den Platz, den ihm unsere Verehrung angewiesen. Und doch, wie reich war sein Wirken auch nach diesen beiden großen Arbeiten seines Lebens. Da sind noch die köstlichen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, der feinsinnige Roman „Die verlorene Handschrift“, das Schauspiel „Die Valentine“ und der großangelegte Romanzyklus „Die Ahnen“, der den Werdegang des deutschen Volkes veranschaulicht.

Gustav Freytag ist am 13. Juli 1816 zu Kreuzberg in Schlesien geboren, besuchte von 1829 ab das Gymnasium zu Oels und bezog 1835 die Universität Breslau. Hier und in Berlin, wo er 1838 promovierte, studierte er deutsche Philologie. Am 1. Mai 1839, vor 56 Jahren, habilitierte er sich in Breslau für deutsche Literatur. Seine Doktorarbeit handelte *De initiis scenicae poesis apud Germanos*, seine Habilitationsschrift *De Hrosuitha poetria*. Neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten fing Freytag bald an, sich in dichterischen Schöpfungen zu betätigen. Im Jahre 1845 veröffentlichte er unter dem Titel „In Breslau“ eine Reihe kleinerer Dichtungen meist epischen Charakters. Sein erstes Lustspiel „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen“, das später in der vom Königl. Theater in Berlin ausgeschriebenen Konkurrenz den Preis davontrug, war schon 1841 entstanden. 1844 erschien ein kleines Trauerspiel von ihm „Der Gelehrte“ in Ruges „Politischen Bildern“. Die folgenden Jahre brachten Freytags größeres Drama „Die Valentine“. Der Erfolg dieses Bühnenwerkes bestimmte ihn, sich nunmehr ausschließlich der freien dichterischen Tätigkeit zu widmen, und er siedelte im Jahre 1847 nach Dresden über. Das Jahr der Märzrevolution führte den Dichter nach Leipzig; er war an die Redaktion der „Grenzboten“ berufen worden und stellte nun seine Feder längere Zeit in den ausschließlichen Dienst der Politik.

Von 1867 bis 1870 war Freytag Vertreter Erfurts im Norddeutschen Reichstag; während des Feldzuges gegen Frankreich befand er sich im Hauptquartier des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dessen Tagebuch aus jener Zeit Zeugnis ablegt für die zwischen Gustav Freytag und Kaiser Friedrich bestandene Freundschaft. Seine Beziehung zu Kaiser Friedrich veranlaßte auch Freytag nach dessen Tod, i. J. 1889, mit einer Schrift „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“ in die politische Arena zu treten.

Freytag, der schon seit 1852 die Sommermonate in Siebleben bei Gotha zubrachte, siedelte 1879 von Leipzig nach Wiesbaden über. Als er 1876 seinen siebzigsten Geburtstag feierte, bestimmte ein kaiserlicher Erlaß, daß sein Bildnis auf Staatskosten von Stauffer-Bern angefertigt und in der Berliner Nationalgalerie aufgestellt werde. Eine der letzten Kundgebungen seines öffentlichen Wirkens war sein entschiedenes Eintreten gegen die Umsturzvorlage!

Über das Leiden Freytags, das die Ursache seines Hinscheidens geworden ist, wird noch aus Wiesbaden berichtet: Die Krankheit Gustav Freytags begann mit einem Kehlkopfkatarrh, zu dessen Behandlung Professor Barth aus Leipzig zugezogen wurde. Zuletzt wurde der greise Dichter von den Ärzten Sanitätsrat Dr. Riker und Dr. Hoffmann behandelt. Noch vor einigen Tagen wurde die ernste Wendung in Freytags Befinden nicht vorausgesehen; der Dichter empfing noch Besuche, so u. a. denjenigen des ihm befreundeten Generals von Stosch, und obgleich Stosch einen ihm angebotenen Trunk ablehnte, da er morgens nichts trinke, nötigte ihn Freytag, ein Glas Sekt mit ihm zu trinken. Auch Georg Ehlers und Gattin besuchten den Dichter noch vor kurzem.

Der Dichter ist, wie er es letztwillig verfügt, im Garten seines Landhauses zu Siebleben zur ewigen Ruhe gebettet. Die blühenden Lindenbäume rauschen über seinem frischen Grab und raunen ihm Grüße zu seines Volkes, das ihn zu seinen besten Söhnen gezählt hat und immer zählen wird. Dort ruht er aus von seiner Lebensarbeit, und seine Werke folgen ihm nach.

← Humoristisches. →

Gefährliche Küsse. „Hermine, was muß ich hören, du hast gestern den Doktor wieder geküßt.“ – „Ach ja, Mama, sein Onkel ist gestorben, und es tat mir so leid für ihn.“ – „Nun, laß es das letzte Mal gewesen sein. Ich fürchte, du küßt ihn sonst so lange, bis er gar keine Verwandten mehr hat.“

Ein Bubenstreich oder:



I.



II.



III.



IV.



V.

Eine reizende junge Dame wird von einem Flaneur Schritt auf Tritt verfolgt. „Mein Herr“, sagt sie endlich irritiert, „Sie irren sich in mir. Ich bin eine anständige Dame.“ – „Oh, das bedauere ich unendlich“, stammelt er, zieht seinen Hut und geht.

*

Trauriges Bewußtsein. Landwirt: „Na, was ist denn los, daß dein Esel heute den Kopf so hängen läßt?“ Hänchen: „Weil ich's ihm gesagt hab', daß er ein Esel ist.“

*

Ursache und Wirkung. Mama: Du kleiner Schmutzfink, wie siehst du aus! Schau dich einmal im Spiegel an! Über und über beschmiert, sogar das Gesicht voller Tintenkleckse! – Junge (wichtig): Ja, das glaub' ich schon, wir haben aber auch heute Schönschreiben gehabt.

*

Ein Ausweg. Mutter zur Tochter: Nun Kind, wie lebst du mit deinem Mann zusammen? Tochter: Köstlich, Mama, mein Mann ist ein Engel. Mama: Wie? Hat sich denn dein Mann das viele Biertrinken, das du nicht leiden mochtest, abgewöhnt? Tochter: Das nicht, aber er hat mir's angewöhnt.

Aus dem Wirtshaus. Gast: „Zum Donnerwetter, das Bier ist ja die reine Jauche.“ Kellner: „Zu Befehl, mein Herr, es ist der Rest vom Fasse.“ Gast: „Warum sagten Sie mir denn das nicht, als Sie es brachten?“ Kellner: „Weil ich fürchtete, daß es Ihnen dann nicht schmecken würde!“

Eine Wasser- und Liebestragödie.



VI.



VII.



VIII.



IX.



X.

→ Der Fall Brüsewitz. ←

Ähnlich wie zu Zeiten der Umsturzvorlage geht eine sich gegen ein Ziel richtende Bewegung durch das deutsche Volk, und wieder wie damals stellt sich Gotha an die Spitze dieser Bewegung. Männer aller Berufsstände haben einen Aufruf an das deutsche Volk erlassen und fordern darin zu einer Massenpetition an den Reichstag auf. Das Ziel ist diesmal der militärische Ehrbegriff, der nachgerade einen schneidenden Gegensatz zwischen Armee und Volk hervorgerufen hat. Der Aufruf stellt folgende Forderungen für die Petition auf: Aufrichtige und energische Durchführung des vom Reichstag einstimmig gefaßten Beschlusses betreffend die Beseitigung des Duellwesens; Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit für alle nicht dienstlichen Vergehen, und schließt mit den kernigen Worten:

„Wer noch eine Spur von Bürgerstolz in sich fühlt, wer in der Gleichheit aller vor dem Gesetze und in der unverbrüchlichen Heilighaltung des Gesetzes durch alle die Grundpfeiler der staatlichen Ordnung sieht, wer endlich unser Vaterland vor der Gefahr behüten will, daß der in Tausenden kochende Ingrimm vielleicht einmal zum Verlassen der Bahnen friedlicher Entwicklung drängen könnte, der schließe sich uns an!“

Die unmittelbare Veranlassung zu dieser Bewegung und zu dem Gothaer Aufruf hat jener traurige Vorfall in Karlsruhe gegeben, dessen Einzelheiten allen unseren Lesern sicherlich durch die Tageszeitungen bekannt geworden und noch im Gedächtnis sind. Wir können uns damit begnügen, sie hier kurz zu rekapitulieren.

Im Café „Zum Tannhäuser“ in Karlsruhe saß eines Abends der Premier-Leutnant im badischen Leib-Regiment Henning von Brüsewitz in Gesellschaft eines Kameraden. Im Vorbeigehen stieß versehentlich der mit einer Gesellschaft von Herren und Damen eintretende Techniker Siepmann an seinen, des Leutnants, Stuhl und lehnte es ab, sich umständlich zu entschuldigen. Der Leutnant wollte nunmehr mit dem Säbel auf ihn losgehen; aber der Wirt fiel ihm in den Arm. Brüsewitz steckte den Säbel wieder ein, indem er ausrief: „Ich bin in meiner Ehre tödlich verletzt, nun kann ich den Dienst quittieren!“

Er begab sich danach auf die Straße, kam aber wieder in den Hof des Hauses, in welchem bald darauf auch Siepmann erschien, um sich, auf Zureden des Wirtes, durch die Hinterpforte zu entfernen. Von Brüsewitz stellte ihn mit gezogener Waffe,



Premier-Leutnant Henning von Brüsewitz.

und obwohl Siepmann, vor ihm flüchtend, rief, er wolle sich entschuldigen, stach der Premier-Leutnant ihn, möglichenfalls durch eine Armbewegung Siepmanns in die Meinung versetzt, als wolle dieser sich verteidigen und ihn schlagen, nieder. Der Tod Siepmanns erfolgte wenige Minuten darauf. Brüsewitz begab sich in das Lokal zurück und erzählte das Vorgefallene. Noch zwei Tage nach der Bluttat tat er Dienst.

Eine Darstellung des Regiments-Kommandos stellt den Vorfall im Lokal so dar, als wäre v. Brüsewitz durch Siepmann schwer provoziert worden, die Vorgänge im Hofe aber werden mit der ursprünglich in den Zeitungen enthaltenen Darstellung übereinstimmend geschildert. Tatsache ist also, daß ein wehrloser Mensch wegen eines unbedeutenden Renkontres mit einem Offizier von diesem über den Haufen gestochen worden ist, daß dieser meinen konnte, den Dienst quittieren zu müssen, wenn er den ihm vermeintlich oder wirklich angetanen „Schimpf“ nicht blutig räche. Diese Meinung ist das Produkt jenes überreizten, unnatürlichen Ehrgefühls, das in unserem Offizierkorps großgezogen wird. Und gegen diesen Ehrbegriff, d. h. gegen das Überreizte, Unnatürliche darin, richtet sich jene, durch das deutsche Volk gehende Bewegung. Wahrlich nicht gegen das Ehrgefühl an sich. Es wäre tief traurig, der Anfang vom Ende, wenn die Intaktheit unseres Offizierkorps nur auf diesem Ehr-

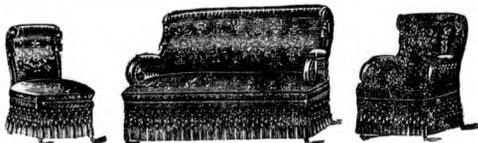
begriff beruhte, der den einzelnen zwingt, den erstbesten mit dem Säbel niederzustoßen, wenn dieser ihn auf der Straße oder im Lokal versehentlich angestoßen, ohne sich dafür anders zu entschuldigen, als es unter gebildeten Menschen Sitte ist. Sicherlich gibt es Tausende und Tausende Offiziere in der deutschen Armee, ehrenhaft bis in das Mark ihrer Knochen, die aber doch bitter die Qual dieses auf ihnen lastenden Ehrbegriffs fühlen, die im Herzen mit denen sympathisieren, die jetzt gegen den Moloch zu Felde rücken. Wahrlich, nicht jene sind Feinde der Armee, die diese unhaltbaren Zustände bekämpfen, sondern vielmehr jene, die sie aufrechterhalten wollen. Unser Offizierkorps würde nichts an seinem Ansehen, nichts an innerem Halt verlieren, wenn die heut darin geltende Spezialehre durch Ausmerzung ihrer schlimmsten Härten dem Allgemeinbegriff „Ehre“ nähergebracht würde; wenn es seine Angehörigen nicht zwingen würde, bei jeder geringfügigen Kleinigkeit zur Waffe zu greifen und, falls der einzelne es dennoch tun würde, ihn die volle Schwere des bürgerlichen Gesetzes träfe.

Und so hoffen wir denn, daß den maßgebenden Instanzen endlich die Augen darüber aufgehen mögen, wohin wir treiben würden, wenn der jetzt herrschende militärische Ehrbegriff für alle Ewigkeit sollte unantastbar bleiben, daß die Stimme des Volkes und seiner Vertreter endlich gehört werde!

HERMANN JACOB & BRAUNFISCH, Innungsmeister: G. Braunfisch

Berlin O., Alexanderstrasse 27a, 2. Hof. 4 Minuten vom Bahnhof Alexanderplatz.

Directer Verkauf
an das Privatpublikum nur im
Fabrikgebäude
2. Hof,
kein Laden.



Spezialität: Bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen.

Illustrirte Preisliste gratis und
franco.

Alle Lieferungen von M. 500 an
bis auf 400 Kilometer,
von M. 1000 an
frachtfrei
durch ganz Deutschland.

Ein moderner Ikarus.

Das tragische Geschick, welches den wagemutigen Flugtechniker, Ingenieur und Maschinenfabrikant Otto Lilienthal aus Berlin betroffen hat, ist bereits allerwärts in der Presse mit allen Einzelheiten besprochen worden. Wir vervollkommen heute das, was bisher bekanntgeworden ist, zunächst durch ein Porträt des Verunglückten und durch eine Darstellung eines seiner Flugversuche, welche nebenbei bemerkt am Ort der Katastrophe, am Golmberg bei Stölln in der Mark, aufgenommen wurde, und durch eine Ansicht seiner Flugmaschine.

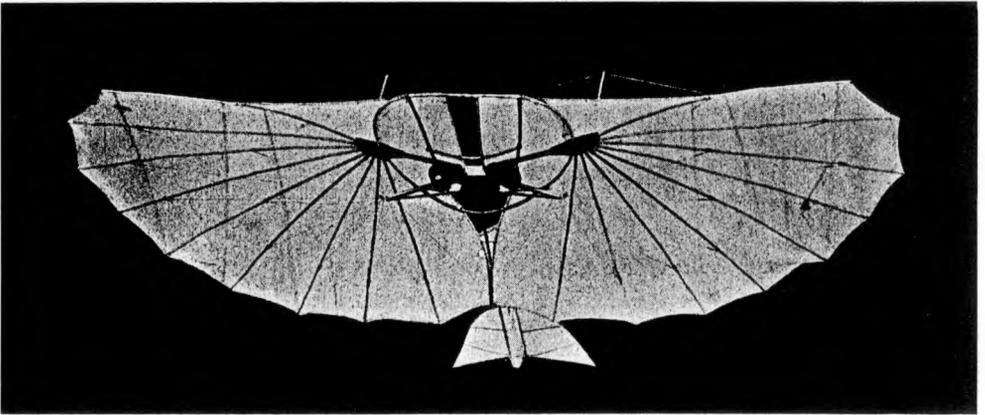
Otto Lilienthal war im besten Sinne des Wortes ein echter Pionier des Kulturfortschritts, seine bescheidene selbstlose Natur, die zugleich mit einem reichen Wissen und erfolgreichem Können ausgestattet war, hat ihm auch die Achtung von Gegnern seiner Flugtheorie eingetragen. Über seinen äußeren Lebensgang läßt sich nicht viel sagen: Zu Anklam am 23. Mai 1848 geboren, studierte Lilienthal Mechanik und trat späterhin in eine bedeutende Berliner Maschinenfabrik als Ingenieur ein. Aufgrund eigener Patente für die von ihm erfundenen „gefahrlosen Dampfmaschinen“ etablierte er sich, und es gelang ihm, seiner Maschinenfabrik einen geachteten Ruf im In- und Ausland zu verschaffen.

Von frühester Kindheit an konzentrierte Lilienthal seine Aufmerksamkeit auf die Lösung des geheimnisvollen Problems der Kunst des Fliegens. In Gemeinschaft mit seinem Bruder Gustav, welcher gegenwärtig als Architekt in Lichterfelde wohnt, konstruierte er die ersten primitiven Apparate, durch welche sie beide langsam zu einer genaueren Kenntnis der Luftbewe-

gungsgesetze gelangten. Die Methode Lilienthals muß eine streng wissenschaftliche genannt werden. Er hat in erster Linie den Vogelflug genau beobachtet und ein treffliches, zahlenmäßig erhärtetes Material darüber gesammelt.

Im Jahr 1889 veröffentlichte dann Lilienthal das Ergebnis seiner vieljährigen Studien in dem damals erschienenen grundlegenden Werk: „Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst.“ Der Verfasser stellte als Grundprinzip des „freien Fluges“ den Satz auf: „Die Beobachtung der fliegenden Tiere lehrt, daß es möglich ist, mit Hilfe von Flügeln, welche eigentümlich geformt sind und in geeigneter Weise durch die Luft bewegt werden, schwere Körper in der Luft schwebend zu erhalten und nach beliebigen Richtungen mit großer Geschwindigkeit zu bewegen.“ Nach seiner Ansicht wirkte bewegte Luft auf gewölbte Flächen günstiger als auf gerade Flächen.

Lilienthal beließ es jedoch nicht bei theoretischen Untersuchungen allein, er war ein Mann der Tat, und so experimentierte er schon vor 25 Jahren auf dem Terrain der heutigen Rennbahn Westend. Später errichtete er hinter dem Kadettenhaus von Lichterfelde seinen bekannten „Flieberg“, 15 Meter hoch, von wo aus er bei günstigem Wind mit den von ihm konstruierten Flugmaschinen praktische Versuche anstellte. Von dem etwa 30 Meter hohen Golmberg, der ihm so verhängnisvoll werden sollte, liebte es Lilienthal besonders, wegen der Gunst des Terrains, abzufliegen. Hierzu bediente er sich verschiedener, von ihm selbst konstruierter Maschinen, deren eine ihn auch auf unserem Bild schwebend in der Luft zeigt.



Die Flugmaschine Lilienthals

Der Apparat stellt sich als ein mächtiges Flügelpaar vor, und in dieser Maschine von Segeltuch und Rohrstangen nahm der Erfinder Aufstellung. Er lief dann mit dem ihm am Körper befestigten Flügelpaar etwas den Berg hinab, und es gelang ihm so, in die Lüfte hinauszuschweben.

Was nun diese Versuche anbetrifft, so muß bemerkt werden, daß sie unter verschiedenen Widerwärtigkeiten zu leiden hatten; einmal durfte Lilienthal nur einen 5–6 Meter pro Sekunde starken Wind benutzen, während der Vogel mit 10 Meter starkem Wind fliegt, dann mußten die Versuche in der Nähe der Erde angestellt werden, und hier herrscht eine äußerst ungleichmäßige Luftbewegung, wie ja auch die Vögel beim Aufflug stets bestrebt sind, schnell in die Höhe zu gelangen. Lilienthals letzter Flug, der zugleich sein Todesflug wurde, soll von einem eigentümlichen Phänomen begleitet gewesen sein. Lilienthal eilte wie gewöhnlich bergab, er wurde dann vom Wind davongetragen und schwebte eine Zeitlang etwa in einer Höhe von 15 Metern. Ob nun dieser glänzende Erfolg den unglücklichen Mann zu einer Unvorsichtigkeit verleitete, blieb unaufge-

klärt, er verlor das Gleichgewicht und stürzte mitsamt seinem Apparat in die Tiefe, wobei er sich tödlich verletzte.

Der Wind, dieser unstete Geselle, der so oft schon die Früchte menschlichen Fleißes zerstört hat, ist auch dem verhängnisvoll geworden, der ihn mit Flügeln meistern und der Menschheit dienstbar machen wollte.

Sehnsuchtsvoll blicken wir zu den gefiederten Fliegern, die sich am blauen Äther tummeln, empor, wir rufen mit den Worten, die Goethe seinem Faust in den Mund legt, aus:

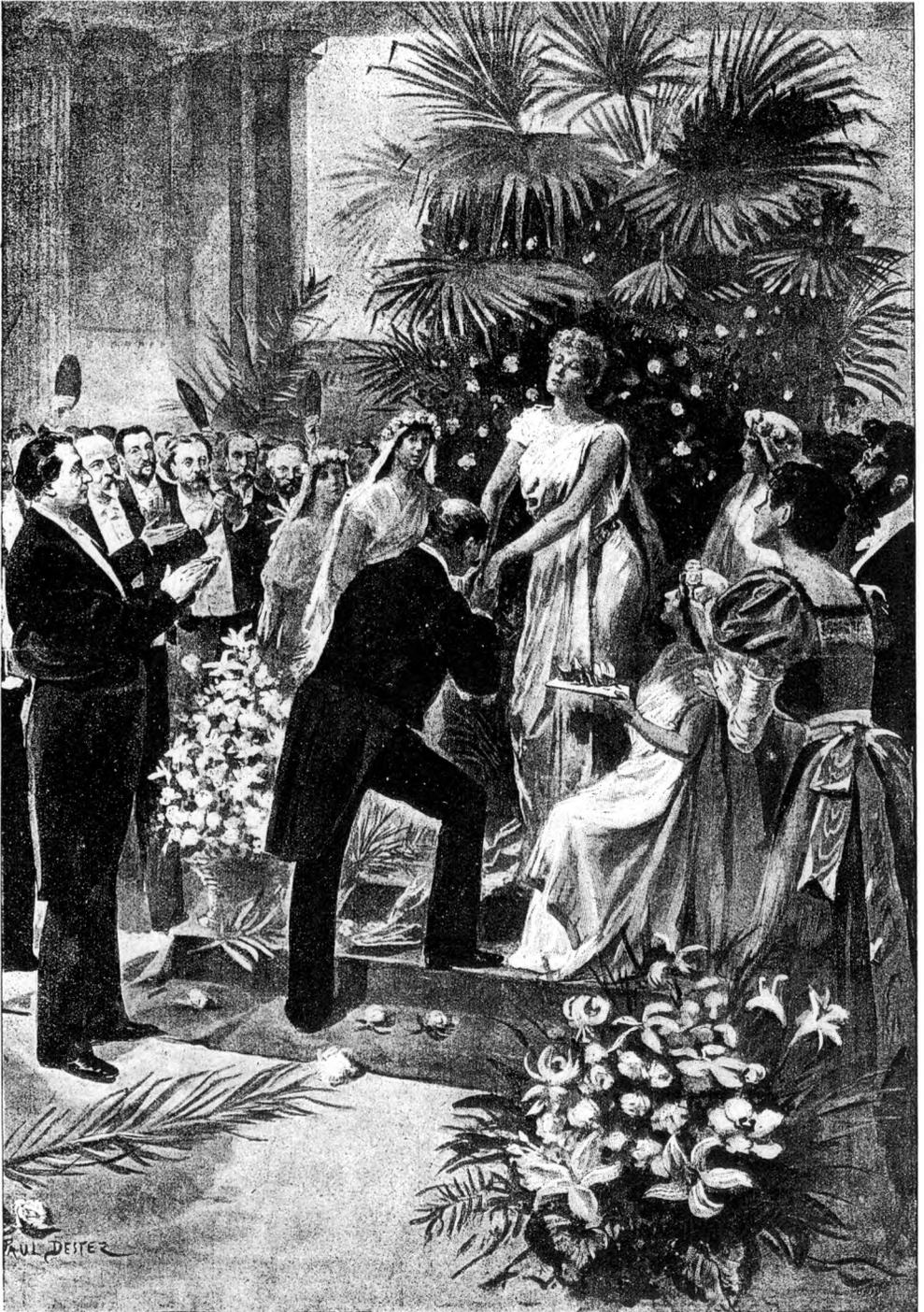
„Ach, zu des Geistes Flügeln

wird so leicht

Kein körperlicher Flügel sich gesellen!“

Und doch müssen wir mit dem armen Lilienthal wiederum sagen: „In der Kraftfrage können Zahlen Halt gebieten, doch die Geschicklichkeit ist unbegrenzt. Mit der Kraft stehen wir bald einmal vor ewigen Unmöglichkeiten, mit der Geschicklichkeit aber nur vor zeitlichen Schwierigkeiten.“

Und nun ist er tot, ein Opfer seiner Idee. Aber er hat einen festen Grund gelegt, auf dem andere fortbauen können.



Vom 25jährigen Bühnen-Jubiläum Sarah Bernhards in Paris:
Festakt im Renaissance-Theater. Originalzeichnung von Paul Destez.

Auf Berichterstatterpfaden in Friedrichsruh.



Fürst Bismarck auf dem Sterbebett. Nach einer unmittelbar nach dem Tode angefertigten Skizze gezeichnet.

Kaum hatte der elektrische Funke den Tod des Fürsten Bismarck der Welt verkündet, als auch die europäische Presse ihren Korrespondentenstab mobil machte und die Eisenbahn schon im Laufe des Sonntags ein Heer von Berichterstattern, Zeichnern und Fotografen gen Friedrichsruh führte. Da waren nicht nur die Vertreter der großen deutschen Zeitungen, sondern auch die englischer, französischer, russischer, italienischer Journale. Denn alle Welt wartete begierig auf nähere Nachrichten aus dem Trauerhaus und seiner Umgebung.

Aber die Familie des Fürsten Bismarck machte einen dicken Strich durch die Rechnung der Presse menschen. Wohl hatte auch Kaiser Wilhelm II. unmittelbar nach dem Tode seines erlauchten Vaters, Kaiser Friedrich III., das Sterbehaus, Schloß Friedrichskron (das jetzige neue

Palais), durch einen dichten Truppenkordon hermetisch von der Außenwelt abschließen lassen, aber diese absolute Absperrung wurde bereits tags darauf aufgehoben, während die Abschließung des Schlosses Friedrichsruh eine von Tag zu Tag strengere wurde. Außer den allernächsten Familienmitgliedern fanden nur ein paar Intime des Hauses Bismarck Einlaß: so Professor Lenbach (dem aber auch die Erlaubnis zur Aufnahme einer Skizze der Leiche untersagt wurde), Oberst Goldammer und selbstverständlich Professor Schweningen. Sonst wurde niemand eingelassen; mußte doch sogar Graf Posadowsky eine Viertelstunde vor dem Pförtnerhaus zwischen dem hölzernen und dem eisernen Gitter antichambrieren, ehe er Einlaß fand, der den Präsidenten des Herrenhauses, welche im Namen dieser Körperschaft

einen Kranz überbrachten, überhaupt verweigert wurde. Und nicht anders ging es anderen Deputationen und Einzelbesuchern, welche sich oft von weiter Ferne her auf den Weg gemacht hatten in der Hoffnung, einen letzten Blick auf die Leiche des Fürsten werfen zu können.

Daß unter diesen Umständen eine genaue Berichterstattung fast illusorisch gemacht wurde und sich nur auf außerhalb der Umfassungsmauer sich abspielende Dinge und Kombinationen beschränken konnte, liegt auf der Hand. Nicht viel besser waren die zahllosen Zeichner und Fotografen dran, die sich schließlich in einem Anflug von Galgenhumor damit vergnügten, sich selbst abzukonterfeien. Daß wir trotzdem die Authentizität unseres Bildes „die Leiche des Fürsten auf dem Sterbepette“ aufrechterhalten, mag ein Widerspruch sein; aber manchmal werden eben auch unmögliche Dinge möglich gemacht. Unser Bild bietet ein getreues Abbild der Si-

tuation im Sterbezimmer unmittelbar nach dem Eintritt der Katastrophe; noch ist das den Zusammenschluß des Kiefers ermöglichende Tuch von dem Kopf des Toten nicht entfernt, noch ruhen die Arme unter der Decke.

Zu wahren Leidensgängen für die Betroffenen gestalteten sich die kurzen Wege, welche Professor Schweningen, Lenbach, Kammerdiener Pinnow nach dem Depeschenamt oder sonstwohin zu machen gezwungen waren. Sowie einer der genannten Herren auch nur den Kopf durch das Schloßportal steckte, stürzte sich alsbald in wildem Hasten der Chor der Berichterstat-ter auf die Unglücklichen, umringte sie und befragte sie in allen möglichen Idiomen um Auskunft über die Vorgänge im Schloß. Diese Auskünfte bestanden zumeist in wenig mehr als einer höflichen, aber nichtssagenden Redensart, einem Achselzucken oder der Beteuerung, absolut nichts zu wissen, genügten aber doch oft manchem Kor-



Lenbach im Kreise der Berichterstat-ter.

respondenten zur Aufgabe langer Spezialtelegramme. Diese Szenen entsprachen zu meist wenig der Weihe des Ortes und des Trauerfalles wie auch der Würde der Presse, aber sie waren die notwendige Konsequenz des hier beliebten Geheimhaltungssystems.

So wußte man denn auch kaum eine Stunde vorher, ob und wann der Kaiser kommen würde. Aber als das Eintreffen des Kaisers als eine Tatsache und auch die Zeit des Eintreffens bekannt wurde, rüstete sich die allgemeine Aufmerksamkeit und die Apparate der Fotografen auf dieses Ereignis. Um 5 Uhr 55 Minuten rollte der Salonzug des Kaisers in den kleinen Bahnhof ein, auf welchem sich zur Begrüßung Fürst Herbert und die Grafen Wilhelm Bismarck und Rantzau eingefunden hatten. Der Kai-

ser, mit sehr ernstem Gesichtsausdruck, war in Marineuniform, die Kaiserin in schwarzer Toilette. Nach herzlicher Begrüßung ging es zum Schloß, wo alsbald die Trauerfeier abgehalten wurde, wieder unter absolutem Ausschluß der „siebenten Großmacht“, der ihre „Kleinheit“ kaum je zuvor so zu Gemüt geführt worden ist wie in diesen Friedrichsruher Tagen. Die Familie Bismarck hat für ihr Vorgehen vielleicht ihre guten Gründe gehabt, aber man hätte doch nicht übersehen sollen, daß Fürst Bismarck eine Persönlichkeit war, die im besten Sinne der Öffentlichkeit angehörte, und daß die Presse hier dem deutschen Volke gegenüber eine Pflicht zu erfüllen hatte, für deren Erschwerung gewiß auch weiten Kreisen das Verständnis fehlen wird.

Milch leichter verdaulich.

Es können Kinder und Kranke die natürl. Milch nicht vertragen, weil sie im Magen gerinnt. Diese werden es mit Breiden erfahren, daß, wenn Milch mit ein wenig Mondamin getrocknet wird, dieselbe bedeutend leichter verdaulich und selbst schwachen Magen zuträglich wird. Säuglingen ist nur Milch zu geben, aber nach Durchbruch der Zähne, wenn Milch zur Milch erwässert wird, ist Mondamin in hohem Grade dazu geeignet. Mit Milch gefodet, bietet Mondamin eine wirkl. natürl. Kost, welche alle Bestandtheile zum Aufbau des Körpers liefert. Die alleinigen Fabrikanten für Mondamin sind Brown & Vossler, welche einen mehr denn 40jährigen Weltlauf besitzen. Es ist zu haben in Packeten à 60, 30 und 15 Pf. Auch sind neue Recepte in einem Büchlein von Brown & Vossler, Berlin C. 2, kostenlos, franco zu haben.

Claus Theede, Hofflieferant, Ellerbeck-Kiel.
 Gegründet 1862
 Fischerei, Räuchererei, Bratarrei, Muschelaucht und Fischkonservenfabrik.
 Spezialität: Kieler Becklinge, Kieler Sprötten, marinierte Fische.
 Man verlange Preislisten.

Auskunft, Prospective kostenfrei durch
DACHPIX
 Berliner Dachpfl.-Fabrik
Klemann & Co.
 Berlin SO.
 Kappelerstr. 49/42
!!! Eine Wohthat!!!
 billig & dauerhaft
 für Pappholzcement- u. Metall-Dächer.

Mayschossener Winzer-Verein.
 Gegr. 1868. zu Mayschoss a. d. Ahr. Gegr. 1868.
Reine Ahr-Rothweine eigenen Wachsthum
 Vorzügliches Product für sanitäre Zwecke.
 Wein-Lager zum Rheinischen Schnellchen
 (Flaschen- und gläserner Ausschank)
Klosterstr. 249. Berlin C. Ecke Königstr.
 Tel. 7, 1960. Vertreter: A. Roland. Tel. 7, 1960.

Dr. Oetkers
Bachpulver à 10 Pfg.
 gibt beste Baden und Dämpf. Sie 100 000 mal besseren Reizegehalt als bei besten Tapani- und Reibensaugerzeugnissen ihrer Gattung oder direkt von Wasserentziehler.
Dr. Oetker, Bielefeld.

Neuester Catalog aller Musikinstrumente
 Preis von 10 bis 3000 Mark
G. Schuster & Co.
 Marktstr. 10
 Nr. 342

Tropen
Nahrungs-Eiweiß
 Fleisch-Eiweiß + Pflanzen-Eiweiß
 in reinster, concentrirtester und verdaulichster Form. 1 Kilo Tropen hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180-200 Eier. Da der Preis von Tropen bedeutend niedriger ist als Fleisch, und da Tropen bei richtiger Anwendung jeder Späthe ohne Beinträchtigung des Geschmacks zugesetzt werden kann, so lässt sich mit Tropen im Haushalt die Nahrung eiweißreicher, d. h. nahrhafter und doch billiger gestalten. Tropen setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, hebt also die Kräfte und ist daher auch ganz besonders für schwächliche Personen, Kinder, Kranke, Rekonvalzeszenten geeignet. Vorrätig in allen Apotheken und Drogeneschäften und **Tropenwerke, Mülheim-Rhein.**

SOMATOSE
 Fleisch-Eiweiß
Hervorragendes Kräftigungsmittel.

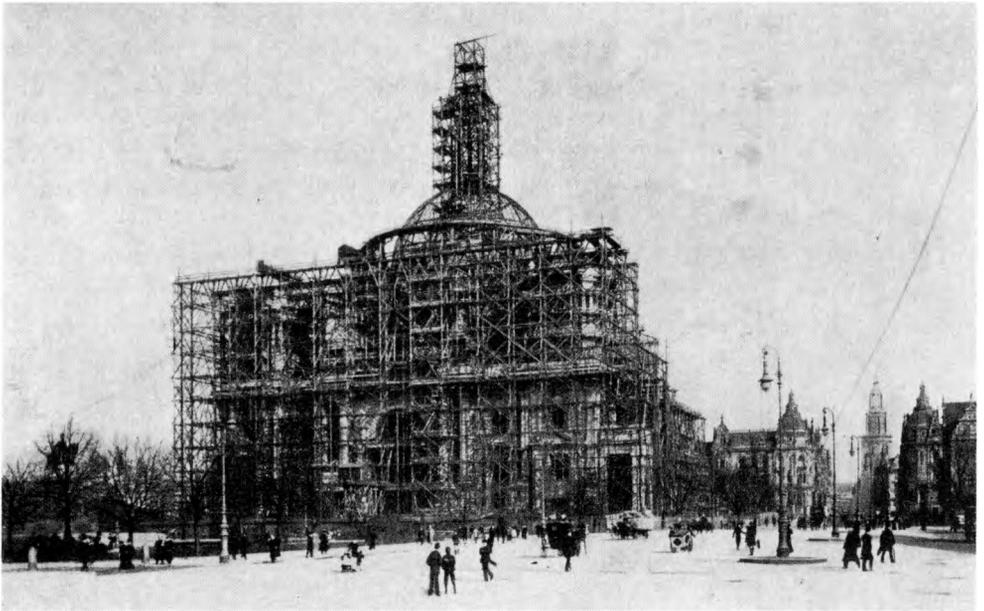
Vegetabile Milch
 (Pflanzenmilch)

Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch
 löst vollkommen die Aufgabe, die Chiermilch (Kuh- oder Ziegenmilch) zu einem vollwerthigen Ersatz für Muttermilch zu machen.
Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch
 bildet, der Kuhmilch zugesetzt, ein wirkliches beim jüngsten Säuglinge sofort anwendbares Ersatznahrungsmittel für mangelnde Muttermilch.
Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch
 kostet die Büchse Mk. 1.30 und reicht für 8 Tage. Tausende Anerkennungs-schreib. v. Ärzten u. Müttern.
Dr. med. Lahmann's vegetabile Milch
 ist käuflich in allen Apotheken, sowie besseren Drogen- und Colonialwaarenhandlungen. Man verlange Gratis-Proschnüre von den allein. Fabrikanten

Hewel & Veithen in Köln a. Rh. und Wien.

Springbrunnen
 und
Mundstücke
Garten-Sprenghähne
Rasensprenger.
Schaeffer & Walcker
 BERLIN SW., Lindenstrasse 18.

Vom Dombau in Berlin.



Der Berliner Dombau.

Nach einer Fotografie von W. Titzenthaler in Berlin.

Seit Beginn der Regierung Kaiser Wilhelms II. hat die Reichshauptstadt einen reichen Zuwachs an öffentlichen monumentalen Profan- und Kirchenbauten erhalten. Das Reichstagsgebäude wurde vollendet, ein neues Abgeordnetenhaus gebaut; des weiteren sind der Erweiterungsbau des Reichspostamtes, das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I., der Neubau des Marstalles am Schloßplatz und eine große Anzahl neuer Kirchen zu verzeichnen, deren architektonisch wertvollste die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche ist. In Bälde wird ihr aber dieser Rang von dem sich immer mehr seiner Vollendung nähernden Dom abgelassen, der nach seiner Vollendung neben dem Reichstagsgebäude der gewaltigste Monumentalbau Berlins nicht nur, sondern ganz Deutschlands aus neuerer Zeit sein dürfte.

Schon beherrscht der mächtige Gerüstwald mit der in schwindelhafte Höhe hineinragenden Laterne das Stadtbild und wird dies in Zukunft noch mehr, wenn einst dieses gigantische Gerüst, das wie ein unentwirrbares, vieltausendfädiges Netz den Kolossalbau umspannt, gefallen sein wird von den weißleuchtenden Mauern und das goldene Kreuz weithin sichtbar in die Lüfte hineinragt. Schon dieses Gerüst ist eine Merkwürdigkeit an sich. Da die schwersten Quadern, die bei dem Bau zur Verwendung kamen, das Gewicht von 450 Zentnern und 8 Meter Länge hatten, so mußte bei der Konstruktion der Rüstung, auf welcher sich die elektrisch angetriebenen Schiebebühnen bewegen, mit großer Sorgfalt vorgegangen werden. In je 6–8 Meter Abstand wurden Pfeiler in die Erde eingelassen, die miteinander verstrebt und je-

desmal in 9 Meter Höhe mit einer Plattform versehen wurden, wobei die jedesmalige oberste Plattform, welche speziell zur Aufnahme der Lasten diente, in Gestalt einer Sprengwerksbrücke gebaut wurde.

Der Dom zerfällt, seiner Bestimmung entsprechend, in drei Teile: die Predigtkirche mit Apsis im Osten und Vorraum im Westen, die Taufkapelle im Süden und die Denkmalskirche zur Aufbahrung der sterblichen Überreste der Hohenzollernfürsten im Norden. Am meisten interessieren dürfte wohl der Ausbau der Predigtkirche. Diese erhebt sich auf einem Baugrund, der aus einer drei Meter starken Betonschicht besteht, in die zur Erreichung einer größeren Widerstandsfähigkeit Schichten von Rundeisen von 7 Meter Länge und 5 Zentimeter Durchmesser eingebettet sind. Dies war besonders an den vier Punkten nötig, über welchen sich die vier Hauptpfeiler erheben, von denen jeder das Riesengewicht von 14 Millionen Kilogramm oder 14 000 Tonnen aufnehmen soll. Diese Stellen sowie die ganzen nach der Spree zu gelegenen Teile sind außerdem noch durch 16 Zentimeter starke Spundwände gegen Seitenschub gesichert. Der Inhalt jedes Betonbettes unter einem jeden Pfeiler beträgt 800 Kubikmeter. Diese Pfeiler sind untereinander durch Tragbögen verbunden, die eine lichte Weite von 10 Meter und eine lichte Höhe von 29,30 Meter über Baugrundsohle haben. Diese Tragbögen haben am Kämpfer die Stärke von 2,5 Meter und im Scheitel eine solche von 1,5 Meter. Diese abnehmende Stärke bedingte eine besondere Anordnung des Steinverbandes, der zuerst den Maurern sehr viele Schwierigkeiten bot. Dabei war besonders darauf zu sehen, daß keine Steinfugen von zwei übereinanderliegenden Schichten zusammenfielen und keine Risse, wie das sehr

leicht geschieht, im Gewölbe entstanden, wodurch natürlich die Tragfähigkeit sehr beeinträchtigt worden wäre. Auf diesem Aufbau erhebt sich in Zylinderform der „Tambour“, 24 Meter hoch, und auf diesem ruht auf achteckigem Grundriß die große Kuppel mit einer Spannweite von 36 Metern und einer lichten Höhe von 22 Metern. Diese Kuppel ist vollständig in Eisen aufgeführt, und zwar erhebt sich auf jeder Ecke des Achteckes eine Hauptrippe, deren Querschnitt ein U darstellt und die ebenso wie die zwischen diesen Hauptrippen angeordneten Zwischenrippen mit T-förmigem Querschnitt nach dem Meridian der Kugel gebogen sind. Um diese Konstruktion legt sich in 5 „Stockwerken“ von je 5 Meter Abstand ringförmig eine Anordnung von horizontalen „Fischbauchträgern“. Die hierdurch entstehenden „Fächer“ sind dann noch durch „Gegendiagonalen“ miteinander verbunden, die einmal unter sich und dann auch mit den Hauptrippen vernietet werden. Damit die Kuppel eine Kugelform erhält, mußten diese sämtlichen Diagonalen mittels Flaschenzügen gleichzeitig angezogen und in diesem Zustand vernietet werden. Die Kuppel schließt oben mit einem Ring ab, durch den später das Oberlicht fallen soll. In dieser Hauptkuppel befindet sich noch eine kleinere Kuppel, die in Höhe von 17 Metern in einen Kreisring ausläuft, der einen „Umgang“ aufnehmen soll, welcher, mit einem Geländer versehen und durch Treppen erreichbar, dem Publikum Gelegenheit bietet, das Innere der Kirche zu beaugenscheinigen. Der Umgang ist, seines Gewichtes wegen, an der Hauptkuppel aufgehängt, und diese Aufhängung ist durch Karyatiden und Rabitzwände dem Auge verdeckt. Die Hauptkuppel selber wird mit Kupferplatten eingedeckt werden.

Auf dieser Hauptkuppel erhebt sich dann die „Laterne“ 24 Meter hoch, in deren Innern sich eine Wendeltreppe befindet und die in einen Knopf endet, auf der sich dann in schwindelnder Höhe, dem Auge weithin sichtbar, in Höhe von 110 Metern, das Kreuz erheben wird.

Zum Schluß noch einige Zahlen, welche die riesigen Dimensionen des Baues veranschaulichen. Die Predigtkirche hat eine Tiefe von 55 Metern, eine Breite von 40 Metern, und die größte Höhe beträgt 75,23 Meter. Die größte Breite, welche der Bau von Osten nach Westen einnimmt,

beträgt, einschließlich Aufstieg und Vorkuppel, 76,50 Meter; in Richtung von Norden nach Süden 120 Meter, die Höhe bis zur Kreuzesspitze 117 Meter.

Der äußere Aufbau ist fast vollendet, so daß bereits an die innere überaus reich vorgesehene Ausgestaltung geschritten werden kann. Ob der Kolossalbau, wie beabsichtigt, bereits im Jahre 1900 in allen seinen Teilen fertiggestellt sein wird, steht noch dahin. Jedenfalls wird der Berliner Dom der Reichshauptstadt zu hoher Zierde und seinem genialen Erbauer, Professor Raschdorf, zur Ehre gereichen.

NESTLE'S Kindermehl

enthält beste Schweizermilch
Altbewährte KINDERNAHRUNG

Die Berliner Abendpost

ist die älteste und grösste hauptstädtische Abendzeitung, und dank ihrer grossen Verbreitung über ganz Deutschland eines der wirksamsten Insertionsorgane. Abonnement für November und Dezember 1 Mark bei allen Postanstalten.

Radeberger Exportbier-Brauerei, Abtheilung Pichelsdorf, BERLIN NW.

Wir empfehlen unsere aus vorzüglichstem Malze eigener Mälzerei und dem feinsten Hopfen hergestellten Biere.

Unsere Flaschenbiere sind in den meisten grösseren Colonialwaren-Handlungen vorrätig. Directe Bestellungen per Postkarte werden prompt ausgeführt. — Flaschenbier-Exposition Spenerstrasse 23. (Telephon Amt II, No 3000). Porto der Bestellkarte kann bei Bestahlung gekürzt werden, Flaschenpost wird nicht abgerechnet.

Die Flaschenbierpreise sind die folgenden:

- Tafelbier } 20 Flaschen zu 1/2 Liter
- Versandbier } für Mk. 2,00.
- Märzenbier }
- Tafelbier } 30 Flaschen zu 2/10 Liter
- Versandbier } für Mk. 2,25.
- Märzenbier }
- Radeberger } 30 Flaschen zu 3/10 Liter
- Pilsner } für Mk. 3,00.

Vorzugsweise machen wir darauf aufmerksam, dass wir Flaschen von 0,50 Liter Inhalt führen, auf denselben ist die Inhalt-Angabe eingebrannt (1/2 L.).



EMIL WÜNSCHKE
ZIMMERSTRASSE 100 • PROTECTORSTRASSE 118
REICK BEI DRESDEN.
DRESDEN - LEIPZIG - BERLIN
BRESLAU - HAMBURG - MÜNCHEN
BODENBACH / BOHM.
PRACHTKATALOG auf gel. VERLANGEN
Lieferung durch Handlungen oder direct

Grammophon
Die Stimme seines Herrn.



(mit Hartgummi-Schallplatten) ist die vollkommenste Sprechmaschine, welche die menschliche Stimme sowie instrumentale Musik gut in einer Entfernung von 50-100 Metern nachzutönen wiederliebt. Generalvert.: (Grammophon) **Ferd. Martienssen**, Berlin SW. 12, Friedrich-Strasse 54b. Als Automatenbörse: **Elektromusik- u. Restauration, II, Praterstr. 10, Frankfurt**

Dr. Lahmann's vegetabile MILCH

der Kuhmilch zugesetzt, bildet das der Muttermilch gleichkommendste Nahrungsmittel für Säuglinge.

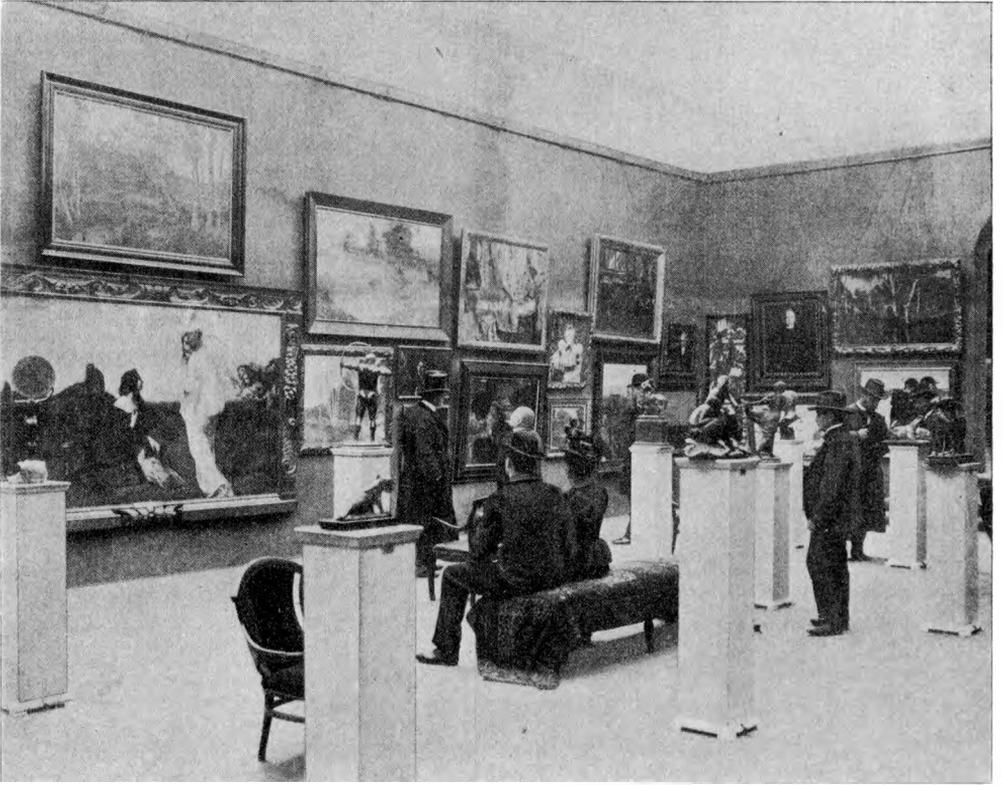


Man verlange ausführliche Broschüre von den alleinigen Fabrikanten:

HEWEL & VEITHEN

KÖLN und WIEN
K.u.K. Hoflieferanten.

Die Berliner Sezession.



Im Hauptsaal.

Sezession! Wild und heiß ist der Kampf seit langem entbrannt, der Kampf der Jungen gegen die Alten.

Der neue Geist, der sich auf dem Gebiet der Kunst mit Gewalt Bahn bricht, läßt sich nicht mehr zurückdämmen und zurückdrängen von der bequemen, gedankenlosen Behaglichkeit, aus der sich die Alten jetzt plötzlich aufgerüttelt, in der sie sich plötzlich bedroht sahen. Förmlich überrumpelt wurden sie durch die Meister der neuen Kunst und deren Werke. Ihren Geist nicht erkennend, ließen sie die „Schwarten“, wie sie sie wohl nannten, mit zu, in die Arena der Wettstreits, mit Scha-

denfreude beinahe, sicher darauf rechnend, daß ihre Kunst doppelt und dreifach neben der neuen würde bestehen. Aber da kamen dann andre, die erkannten den Geist in dem Neuen, sie spürten den neuen, den kräftigen Hauch, der hier durch die Kunst ging, und neben dem Geist, der aus diesen Werken da sprach, erkannte man die Hohlheit, das Gedankenlose dessen, was viele der Alten in ihren Werken darboten. Eine große, große Gefahr drohte dem Schlendrian in der Kunst, und diese Gefahr mußte abgewandt werden mit aller Macht und mit allen Kräften.

Werke, vor denen man insgeheim Angst

hatte, wies man als unwert zurück, andre, die man annehmen mußte, hing man doch so, daß sie in ihrer Umgebung erstickten, kurzum, man tat alles, um zu verhindern, daß die neue Kunst sich auch Bahn brach, voll Angst, man könne den Kunstmarkt auch – und das ist die Hauptsache – dadurch verlieren.

Was Wunder, daß die „Neuen“ sich auch zusammengetan, was Wunder, daß sie beschlossen, in geschlossener Phalanx hinzutreten vors Publikum und zu sagen: „Das können wir, das können die andern. Seht selbst, was das Bessere ist.“ Was Wunder, daß mit einemmal die Sezession da war und sich ihr eigenes Heim schuf.

Und siehe da, der Versuch gelang über alles Erwarten. Die erste Ausstellung der Sezession in Berlin bedeutet einen großen, glänzenden, nachhaltigen Sieg, denn sie übt mit ihren verhältnismäßig wenigen Bildern – es dürften deren nicht viel mehr als dreihundert sein – eine größere Anziehungskraft aus als die zweitausend und mehr Bilder draußen im Ausstellungspark mitsamt dem Militärkonzert und dem Rendezvous der Demimonde, die zu der „großen Kunstausstellung“ schon mitgehören.

In der Ausstellung der Sezession verblüfft eines vor allem: die Fülle von Geist, die da in verhältnismäßig so kleinem Raum beisammen ist. Und zwar ein Geist, der sich allmählich abklärt. Nicht als ob jedes Bild jedem gefallen müßte. Nein. Soweit ist es noch nicht. Bei jedem aber erkennt man, was der Künstler gewollt hat, daß er überhaupt etwas gewollt hat, und das ist schon viel, denn von manchem Bild der andern kann man das schwer nur behaupten.

Minderwertiges ist allerdings hier auch zu finden. Aber wenig. Und dieses Wenige meist von einem großen Namen gedeckt. So zwei Böcklins, die nicht hierher gehö-

ren. Eine Landschaft und ein Porträt. Aber wie weiß der Meister dafür zu entschädigen, er, der Siebzigjährige, der wie kein zweiter zu den Jungen gehört. Wie herrlich, wie echt böcklinisch ist wieder sein Nessos und Dejanira, wie prächtig sind wieder die beiden Gestalten, sie, das üppi-ge, liebeentflammende Weib, er, der förmlich im Vorgenuß des Besitzes schon schwelgende Kentaur.

Und neben Böcklin begegnet uns Stuck mit seinen prächtigen Faunen und Bacchanten und seiner kraftgenialischen Farbengebung, und sie, die Berliner XI, die ja so recht als Begründer der Berliner Sezession gelten müssen.

Auch Menzel ist da. Leider. Denn er gehört nicht hierher. Er selber hat es gefühlt und hat gegen die Ehre, die man ihm antat, laut protestiert, als begehe man ein Sakrileg. Ein Sakrileg, dem er erst selber zugestimmt hatte!

Doch wozu hier von ihm und dem unerquicklichen Streit sprechen. Besser, man erfreut sich an all dem Schönen, das da ist.

An Leistikow etwa, der einen Wald ausstellt, voll überwältigender Stimmung. Einen Wald, der einen wirklich in die Andacht versetzt, mit der man in den Waldesdom eintritt. Eine Stimmung, die der Künstler erreicht, obwohl sein Wald stilisiert ist; in der Manier gerade, über welche die „andern“ so lachen, so höhnen, so spotten.

Glänzend ist auch der Münchener Slevoigt vertreten. In der ersten Reihe der Kämpfer steht er hier. In der ersten Reihe der Sieger. Sein Triptychon „Der verlorene Sohn“ zwar wird nicht jeden bezwingen, es wird nicht allen gefallen. Die koloristische Kunst, die sonst dem Künstler zu eigen, versagt hier zum Teil, dafür aber kommt sie in seinem „Totentanz“ geradezu be-

Der Krieg in Südafrika.



Durchgehende Maultier-Batterie.

Nach englischen Skizzen gezeichnet von F. Kaskeline.

Der lärmende Siegesjubil ist in England verstummt und hat einer sehr ernsten Stimmung Platz gemacht. Den „Scheinsiegen“ bei Glencoe und Elandslaagte folgten schwere Niederlagen bei Dundee und Ladysmith.

Den verhängnisvollen Ausgang der Schlacht von Ladysmith, bei welcher vier Bataillone Infanterie und eine Gebirgsbatterie in die Gefangenschaft der Buren gerieten, schreiben die Engländer in erster Linie einem Unglücksfall zu. Die Kolonne des Obersten Carleton, die mit vier Bataillonen den linken Flügel schützen sollte, führte eine mit Maultieren bespannte Gebirgs-

batterie und mehrere gleichbespannte Munitionswagen mit sich. Durch zwei große herabstürzende Felsblöcke wurden die Maultiere scheu und rannten in rasendem Lauf, die Geschützteile auf dem Sattel geschnallt, davon. Da auch die Maultier-Munitionskolonnen von der Panik ergriffen wurde, stellte sich bald ein bedenklicher Munitionsmangel für die übrigen Geschütze und die Infanterie ein, womit das Schicksal von Carletons Truppen besiegelt war, denn mit dem Bajonett allein konnten sie nicht standhalten.

Zum Teil ist dieser Vorfall allerdings als Grund der englischen Niederlage zu be-

trachten, aber mehr wohl die bei dem Gefecht von den Buren innegehaltene Taktik. Es ist kein Zufall gewesen, daß die Engländer regelmäßig „siegreich“ die Stellungen der Buren nahmen, zu guter Letzt aber fast ebenso regelmäßig völlig geschlagen wurden. Die Buren befolgten ihre alte, den Zulus abgelauschte Taktik in verbesserter Auflage. Sie besetzen eine vorgeschobene Position und verlocken die Engländer zu einem Erfolg verheißenden Angriff. Die Engländer benutzen die günstige Gelegenheit, eröffnen das Gefecht und glauben das gegnerische Geschütz durch das Feuer des ihrigen zum Schweigen gebracht zu haben. Die Buren haben aber gar nicht die Absicht, die vorgeschobene Stellung zu halten. Ohne daß die Engländer davon etwas merken, räumen sie dieselbe, lassen aber eine Anzahl wackerer und auserlesener Scharfschützen zurück, die durch ihr wohlgezieltes Schnellfeuer eine dreimal so starke Macht zu „markieren“ verstehen. Diese Wenigen halten, wenn die Engländer zum entscheidenden Angriff übergehen, noch eine Weile stand, um dann schleunigst zu retirieren, während die Engländer „siegreich die feindlichen Höhen erstürmen“ und die „Verfolgung“ des Feindes aufnehmen. Die Buren haben ihren Zweck erreicht; die Engländer sind mit ihrer Hauptmacht in das aufgemachte Loch hineingegangen. Inzwischen haben die Buren genügend Zeit gehabt, ihre Front zu verschieben, und rollen durch Flankenangriffe die gegnerische Stellung förmlich auf.

Neben dieser Taktik und sonstigen hervorragenden kriegerischen Eigenschaften kommt jedem einzelnen Buren ein verblüffender Orientierungssinn zugute. Während die Engländer und selbst die zu ihnen gehörigen berittenen Natal-Schützen bei größeren Rekognoszierungen in Natal ein-

geborener Führer (Kaffern) sich bedienen müssen, haben die Buren überall eine große Zahl auserlesener Führer. Vermöge deren genauer Terrainkenntnis können die leicht beweglichen Burentruppen in kürzester Zeit bald hier, bald da die Streitkräfte zusammen- oder auseinanderziehen, so daß ihre Feinde nie recht wissen, woher ein Schlag zu erwarten ist und wohin sie selbst einen Schlag zu führen haben.

Ladysmith war noch nicht einmal völlig eingeschlossen, als sich eine Abteilung Buren von der Belagerungsarmee trennte und – dank ihrer vorzüglichen Führer – sich auf Schleichwegen nach Colenso wendete. Wie dem Londoner Kriegsamt gemeldet wurde, mußte sich das mit der Besetzung jenes ungemein wichtigen Ortes betraute englische Detachement rückwärts „konzentrieren“. Haben die Buren wirklich Ladysmith zur Übergabe gezwungen, so liegt ihnen der Weg nach Pietermaritzburg und Durban offen.

Für den Ausgang des ganzen Krieges auf dem östlichen Schauplatz ist Durban von größter Bedeutung, weil hier die englischen Ergänzungs-Truppen gelandet werden müssen. Die Buren haben die Wichtigkeit dieses Platzes denn auch längst erkannt und Truppen dahin abgesandt, die sich mit schwerem und Feldgeschütz auf den unmittelbar hinter Durban liegenden Höhenzügen und auf der den Hafen von Süden her umschließenden Landzunge einnisten sollen, wodurch die Landung von Truppen fast unmöglich gemacht wird.

Durban oder Port d'Urban verdankt seine Entstehung (1842) dem englischen Gouverneur der Kapkolonie, Benjamin d'Urban. Schon dieser erkannte die beckenartige Bucht als den besten natürlichen Hafen an der Südostküste Afrikas. Nach Entdeckung der Gold- und Diamantenfelder im

Oranjestaat und in Transvaal nahm Durban einen überaus schnellen Aufschwung. Gewaltige Magazine bergen jetzt die für die Aus- und Einfuhr bestimmten Güter.

Gelingt es den Buren, sich auch hier festzusetzen, so sind die Engländer nur noch auf Kapstadt angewiesen, von wo aus sie gegen die Buren zu operieren in der Lage sind. Die Waffenerfolge der Buren zeitigen außerdem noch einen für England verhängnisvollen Schritt eines Teiles des Afrikandertums. In hellen Scharen ziehen

sie vom Kapland nach den beiden Buren-Republiken, um mit diesen gegen die Engländer gemeinsame Sache zu machen. Wird diese antianglikanische Bewegung der Afrikaner allgemein und nicht bald durch „wirkliche Siege“ der Engländer gedämpft, so kann sie sehr leicht den Anlaß zur Zertrümmerung der englischen Vormachtstellung in Südafrika geben. Die Gesamtstärke der Afrikaner beziffert sich in Südafrika ungefähr auf 700 000 Köpfe, während die Engländer und Engländerfreunde nur 250 000 zählen.  (s. S. 396)

— Eine Realistin. —



„Erhören Sie mich, liebe Alma, und ich will Sie auf meinen Händen durchs Leben tragen!“

„Offen gestanden, Gummiräder wären mir lieber!“

Besuch des Kaiserpaares in England.



Vor der großen Jagd in Sandringham.

Zu den meistfotografierten Personen der Welt gehören die fürstlichen Persönlichkeiten. Das ist ja selbstverständlich. Interessiert man sich doch für die immer am meisten, die in der Öffentlichkeit am meisten hervortreten. Kein Wunder daher, daß auch die Fotografien der Herrscher und Fürsten und Fürstinnen im Handel am begehrtesten sind. Jüngst erst wurde in den Blättern viel darüber erzählt, wie sich Fürsten fotografieren lassen und wie oft, und es wurde erzählt, daß zum Beispiel der Papst sich am seltensten fotografieren lasse, aber – am meisten gekauft werde. Dann käme der Prinz von Wales, der sich alle Augenblicke einmal vor den fotografischen Apparat stelle und dessen Bilder jährlich zu Hunderttausenden verkauft würden. An dritter Stelle aber käme Kaiser Wilhelm II.,

von dem, wenn nicht die meisten, so doch die mannigfaltigsten und originellsten Bilder existieren. Bei den vielen, vielen Reisen des Kaisers ist das auch kein Wunder, bei der so markanten individuellen Veranlagung des Kaisers erst recht nicht. So haben wir denn aus aller Herren Länder Bilder, in deren Mittelpunkt der Kaiser steht. Bilder aus jeder Stadt Deutschlands beinahe, Bilder aus Österreich, Bilder aus Ungarn, solche aus Schweden, aus Holland, aus Dänemark, aus Rußland. Bilder aus dem Orient, aus dem Heiligen Land, von überall her. Die letzten Reisebilder kommen natürlich aus England. Eines derselben, eines der interessantesten mit, bringen wir heute. Es ist in Sandringham, dem Besitz des Prinzen von Wales, aufgenommen, kurz vor dem Aufbruch zur Jagd im Wol-

fer-ton-Forst. Die ganze Gesellschaft ist da auf dem Bild vereint. Der „Herr und die Herrin von Sandringham“ und ihre Gäste. Im Mittelpunkt der Bilder die deutsche Kaiserin, im Pelz, mit Muff und das Jagdhütchen auf. Hinter ihr, zu ihrer Rechten – im Bild also links – der alte Herzog von Cambridge, der einst der Liebling des Volkes und des Heeres gewesen. Zu ihrer Linken der „flotte Prinz“, der „ewige Kronprinz“, wie er auch heißt, der lustige Prinz von Wales. Neben der Kaiserin rechts (im Bild links) die Prinzessin von Wales, die immer noch schön ist. „Das ist ja der Unterschied zwischen mir und ihr“, sagte einst lachend der Prinz von Wales, „sie bleibt äußerlich jung, ich aber innerlich.“ Zur Linken der Kaiserin sie – der einstige Kobold des Hauses, die Prinzessin Maud, die Gemahlin des Prinzen Karl von Däne-

mark, der immer nur Geister entdeckt, so daß seine junge Frau einst ganz nervös ausrief: „Ach könnte ich nur deinen auch mal entdecken!“

Hinter der Prinzessin der Kaiser. Lachend, frohgemut, heiter, wie er immer ist, wenn er zur Jagd geht. Neben ihm der Herzog von York, der präsumtive Erbe des englischen Thrones, er, dessen Bild man so oft mit dem des Zaren verwechselt. Vor ihm die Prinzessin Victoria von Wales – die „Baby-Prinzeß“ des englischen Hofes.

Das die hervorragendsten Gestalten des Bildes, umgeben von den übrigen Gästen. Ein denkwürdiges Bild. Denkwürdig um der Reise willen, die der Kaiser nach England gemacht hatte. Einer Reise, die politisch bedeutsam war, was man auch immer darüber sagen möge.

Carlos von Wallis



Die Galionsverzierung des neuen Panzerschiffs „Kaiser Friedrich III“. Nach einer Photographie von Arthur Renard in Kiel.

Ein Protest gegen die Lex Heinze.



Komitee-Mitglieder und Redner in der Protest-Versammlung gegen die Lex Heinze im Saale des Berliner Handwerkervereins. Von links: Prof. Theodor Mommsen, Prof. Eberlein, Ernst Wichert, Hermann Nissen, Hermann Sudermann.

Als die kunstfeindlichen Absichten der Lex Heinze ohne jede Beschönigung von deren Aposteln ausgesprochen wurden, nahmen die zunächst Bedrohten, die Schriftsteller und bildenden Künstler, die Gefahr auf die leichte Achsel. War es doch nicht das erste Mal, daß das Drohgespenst des ominösen Paragraphen auftauchte. Zuerst sollten im Jahr 1892 seine Bestimmungen durchgeführt werden. Er war als sonderbare Folgeerscheinung eines Prozesses aufgetaucht, in dem die untersten und gemeinsten Schichten Berlins aus ihrem schmutzigen Dunkel an die Öffentlichkeit gezogen worden waren. Im Handumdrehen wurde so-

dann das Verbrechertum mit der – Kunst verknüpft, und dieser letzteren sollte es ganz besonders an den Kragen gehen. Aber es hatte gute Weile damit. Nun aber, nach dem Wiederauftauchen der Vorlage, ist sie jetzt bereits in zweiter Lesung angenommen, und die Gefahr ist nahe, daß sie auch in dritter Lesung angenommen wird. Trotzdem rührte sich in den letzten Wochen noch immer nichts innerhalb der Künstlerschaft. Man wollte ganz einfach nicht glauben, daß ernsthaft im neuen Deutschen Reich die freie Entfaltung der Kunst durch das Gesetz gehemmt und unterdrückt und der Konvention und den

Afterkünsten freier Spielraum gegeben werden sollte. Die Empörung erfaßte früher das Publikum als die Künstler, die sich erst nach Wochen des optimistischen Verharrens und einer fast fatalistischen Ruhe endlich zu einem entschiedenen Protest aufriffen. Erst in den letzten Tagen des Februar erging der Sturmruuf, und Alte und Junge, die Modernen und Antimodernen, was sich sonst auf dem Feld der Kunst bekriegt, fanden sich zusammen, um energisch die heraufziehende Gefahr abzuwehren. Sonntag, den 5. März, fand im Saale des Berliner Handwerkervereins eine von vielen Tausenden besuchte Versammlung statt, die von einem Komitee einberufen war, in welchem erste Namen deutscher Kunst vertreten waren. Bis auf das letzte Plätzchen gefüllt war der große Saal, vollgepfropft der erste Rang und die Balkons. Hermann Sudermann sollte für die Schriftsteller, Gustav Eberlein für die bildenden Künstler, Hermann Nissen, der Präsident der deutschen Bühnengenossenschaft, für den deutschen Schauspielerstand sprechen. Denn nur die geplante Vergewaltigung an der deutschen Kunst sollte grell beleuchtet und zurückgewiesen werden. Was Wunder, daß viele Hunderte keinen Einlaß bekommen konnten. Der Saal, die Rednertribüne und der Tisch des Komitees boten einen ungemein interessanten Anblick. Unter den Tausenden im Publikum die markanten Köpfe bekannter Bühnenkünstler, Schriftsteller, Maler und Gelehrter, oben am langen grünen Tisch die imposante Erscheinung Sudermanns im eleganten Gehrock, die wuchtige Figur Hermann Nissens, der bewegliche Eberlein, der ruhige, ernste Wichert, dann der greise weißblockige Mommsen, die Reichstagsabgeordneten Dr. Barth und Rickert und alle die anderen, die gekommen waren, das

Gewicht ihrer Namen in die Waagschale zu werfen. Der Reichstagsabgeordnete Schrader, der die Versammlung leitete, legte in klarer Weise die Gefahr dar, die das Gesetz für die Kunst habe. Mit Feuer und Schneid warf dann Gustav Eberlein eine scharfe Lanze und gab der Hoffnung Ausdruck, daß der Kaiser Wandlung zugunsten der Künstler schaffen werde. Die interessantesten Redner waren aber Hermann Nissen und Hermann Sudermann. Nissen ist ein vorzüglicher Redner. Er hat Sarkasmus und Dialektik, und der Saal brauste von Gelächter und stürmischem Applaus, sooft er eine witzige Pointe abschoß, die stets in dieses im wahren Sinne schwarze Schwarze traf. Als sodann Sudermann auf der Rednertribüne erschien, brach ein Jubel aus, der ihm bewies, wie sehr das Publikum an ihm hängt und wie gern es ihn als Repräsentanten des deutschen Schriftstellerstandes willkommen heißt. Sudermann zeigte sich als ein vorzüglicher Redner. Er spricht laut und ohne Pose, mit Eifer und ohne Pathos. Daß er eine gute Dosis Sarkasmus hat, weiß man vom Dichter der „Ehre“, aber seine Darlegungen in der Versammlung waren wohl das Beste, was überhaupt gegen die Lex Heinze geschrieben und gesprochen wurde. Als den eigentlichen Prügelknaben, den die Lex Heinze im Auge habe, stellte er die dramatische Dichtkunst hin. Auf die Dichter habe man es abgesehen, denen man Volksverführung und sittenverrohdendes Treiben zuschreibe. Auf die ganze moderne Kunst ziele der Paragraph, und wenn man nicht den Fluch der Lächerlichkeit fürchtete, würde man wohl gern auch die Klassiker verschwinden lassen. Als Sudermann dann den Vorwurf der Urheber der Lex Heinze, das deutsche Volk befinde sich in einem „sittlichen Niedergange“, mit dem Satz abfertigte: „Ein

Volk, das so arbeitet wie das deutsche, ist nicht unsittlich!“, brach ein Jubel ohne gleichen aus. Nach einer sehr stürmischen Diskussion, an der sich auch der Reichstagsabgeordnete Müller-Meinigen beteiligte, und nach der Vorlesung einer Zustimmungsdemesche Gerhart Hauptmanns wurde eine Resolution angenommen, die wohl durch die Tagespresse allgemein bekanntgeworden ist. Hoffentlich macht der

Protest der Künstler und Schriftsteller auf das Volk und die Volksvertretung den nötigen Eindruck, auf daß die Dichter, wie Sudermann ankündigte, es nicht nötig haben werden, „aus den Werkstätten der Kunst auf den Markt des Lebens zur politischen Agitation zu treten“, sondern ungehindert und frei weiterschaffen können, damit die deutsche Kunst groß dastehe vor der ganzen Welt.  (s. S. 396)

Berliner Mietskontore.



Das große Gesindebüro in der Jägerstraße.

Die Berliner Mietskontore sind eine viel angegriffene, verhaßte, verspöttelte und doch – notwendige und nützliche Institution. Die Dienstbotennot wird immer größer, das ist nun einmal der Zug der Zeit.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier die Ursachen näher beleuchten. – Sicher ist

das eine, daß heute ein Dienstmädchen, das einigermaßen seine Obliegenheiten erfüllt, zu einer hochgeschätzten Persönlichkeit wird, die einen recht ansehnlichen „klingenden“ Lohn für ihre Leistungen beanspruchen kann und außerdem durch beste Behandlung von der Hausfrau für das

Verbleiben im Dienst gewonnen wird. Daß es zur Zeit über 8000 offene Dienstmädchenstellen in Berlin gibt, sagt wohl genug.

Die Anekdoten über die Examina, welchen besonders die Hausfrauen von den Dienstboten unterworfen werden, sind ein wenig übertrieben, daß aber die Mädchen sich sehr genau nach allen Verhältnissen zu erkundigen pflegen, ist allerdings richtig. Sie wissen eben, daß sie vielbegehrte Persönlichkeiten sind und das „Aussuchen“ haben. Und so geht selbstverständlich ein Mädchen mit guten Zeugnissen lieber in eine Stellung „zu einzelnen Leuten“, „eine Treppe hoch“, mit „Wäsche außerm Hause“, „Hülfe zu's Reinemachen“, einem netten eigenen Zimmer und vor allen Dingen allsonntäglichem „Ausgang“ als zu einer vielkindrigen Familie, vier Treppen hoch, und „janz alleene for Allens“ und wenig Aussicht auf Trinkgelder und freie Stunden. Wir führen unsern Lesern heute das größte Mietkontor Berlins, das in der Jägerstraße, vor.

Schon von weitem kann man in den Nachmittagsstunden zwischen 3 und 6 erkennen, daß sich hier Wichtiges vollzieht. Von allen Seiten kommen die Hausfrauen – nur vereinzelt ist das männliche Ge-

schlecht vertreten – schon von ferne spähend, ob sie nicht vielleicht schon vor dem Kontor eine geeignete Persönlichkeit „abfangen“ können. Hier und da nur bemerkt man Mädchen – natürlich im besten Staat – oder Burschen im Sonntagsanzug. An der Kasse werden wir eingeschrieben und passieren dann zunächst den großen Saal für weibliche Dienstboten. Allerhand interessante Gesprächsbruchstücke treffen hier unser Ohr: „Achtzig Thaler jährlich“ – „viel Trinkgelder“ – „Weihnachten bares Jeld is et beste“ – „nee, zu Kindern jehe ick nich“ – „Waschfrau alle vier Wochen“ – „sehr hübsches Zimmer mit großem Kleiderspinde“ – „wir hatten fürs Silberputzen den Diener“ – „Kohlentragen vier Treppen – na danke“ – kurz, die ganze Skala von beiderseitigen Wünschen und Ansprüchen wird laut. Behäbige Frauen in großen weißen Schürzen fragen nach unserm Begehrt und bringen uns dann aus dem lärm- erfüllten Menschenhaufen irgendein ihnen passend erscheinendes Mädchen, wenn – ja wenn eines anwesend ist. Vielleicht ist das Glück gut, und wir finden wirklich eine jener „Perlen“, die so selten sind und so hoch im Wert stehen.

(L. S.)

Ich will

jeden Raucher von der Preiswürdigkeit meiner billigen und beliebten Fabrikate überzeugen, daher offeriere ich als Probe:

1. 100 Universal Nr. 73	0,90 Mk.
2. 100 Havannilos Nr. 13 B	1,00 "
3. 100 Adres	1,30 "
4. 100 Reklamo	1,60 "
5. 100 Sig. Krakowski Nr. 5	1,80 "
6. 100 versch. gute Sorten in 8 Sorten	2,10 "

Summa inkl. Porto 8,70 Mk.

Damit jeder die Probe recht billig erhalte, versende diese 600 Zigarren pp. fast ohne Verdienst für nur 7 Mk. franko per Nachnahme und füge ein schönes Niederbuch zum Kunden gratis bei. Garantie: Rücknahme oder Umtausch. Bitte gefälligst bald zu befehlen bei

P. Pokora, Zigarrenfabr., Neustadt, Westpr., 73 F.

Träume am Strand.

VON PAUL A. KIRSTEIN

„Komtesse! Wie wär's – wir legen uns hier ein wenig nieder? Der Sand ist zwar noch etwas feucht, aber mit dieser Decke und der hellen Sonne, die wärmer heute als in all den Tagen vorher scheint – da werden wir uns schon schützen!“

Die junge Gräfin v. Bernau stimmte schweigend zu. In ihrem feinen, blassen Gesichtchen rührte sich nichts. Selbst die großen blauen Augen blickten trübe und gleichgültig vor sich hin.

Sie setzte sich behutsam nieder, die Hände über dem emporgehobenen Knie gefaltet.

„Schützt der Schirm?“

„Jawohl – ich danke.“

Die Gesellschafterin hatte ihn geöffnet. Seine bunten chinesischen Farben dämpften das grelle Licht.

„Kommen Sie nur, Fräulein Alice – es ist Platz für uns beide!“

Die Gräfin rückte ein wenig zur Seite, so daß Alice mit ihr im Schatten saß.

„Und wieder so in Gedanken? Komtesse! Sie sollten sich doch hier erholen!“

Über das Gesicht der jungen Dame huschte ein wehmütiges Lächeln.

„Erholen, Alice? Das ist für mich nicht so leicht.“

Ein tiefer Seufzer huschte heraus.

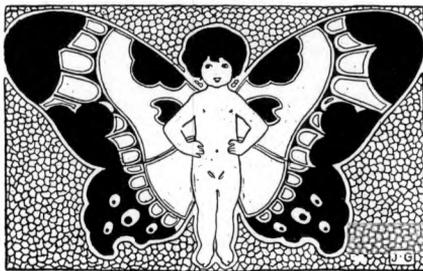
„Ich muß vergessen! Aber so schön auch dieses Helgoland hier liegt, so klar die Luft weht und die Wasser rauschen . . . vergessen kann ich nicht! Mir ist ja, als brächte jeder Windstoß, jeder neue Wassertropfen, der hier unten an das rote Gestein stößt, gewaltsam die Erinnerung wieder. Ein Treuebruch vergißt sich nicht, und die Enttäuschung zehrt – und nagt . . .“

„Man hat Sie doch aber dazu hergeschickt!“

Die Gräfin lachte kurz auf.

„Jawohl. Aus den Augen, aus dem Sinn! Es wird der Welt so leicht, daran zu glauben.“

Die Gesellschafterin erwiderte nichts, aber als sie in der Stille jetzt über die weiten, wogenden Wasser blickte, da nahmen ihre Augen einen hellen, freudigen Ausdruck – wie im Gefühl errungenen Glücks. Sosehr sie der anderen auch Freundin war – in ihrem Herzen fand die Trauer keinen Platz, in ihrem Herzen jubelte es und lachte, als schiene die Sonne nur für sie und hätte nur für sie die ganze Schönheit rings [Ende des Exzerpts]



Zum 60. Geburtstag der Kaiserin Friedrich.



Zum 60. Geburtstag der Kaiserin Friedrich: Die Kaiserin auf Schloß Friedrichshof inmitten ihrer Kinder. Von links: Kronprinzessin von Griechenland, Prinzessin Adolf von Schaumburg-Lippe, der Kaiser, Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, Prinz Heinrich, Prinzessin Friedrich Carl von Hessen.

Die jüngste schwere Erkrankung der Witwe des unvergeßlichen Kaisers Friedrich hat die schwergeprüfte Fürstin, die seit Jahren in stiller Zurückgezogenheit auf ihrem idyllisch gelegenen Witwensitz Friedrichshof bei Kronberg lebt, aufs neue dem teilnahmevollen Empfinden des deutschen Volkes nähergerückt. Und um so aufrichtiger waren die Glückwünsche, die nach Friedrichshof hin gerichtet wurden, als Kaiserin Friedrich am 21. November ihr 60. Lebensjahr vollendete.

Kaiserin Friedrich ist ein lebender Beweis dafür, daß Frau Sorge auch an den Fürstenthronen nicht vorübergeht, daß oft auch die, die auf den Höhen der Menschheit thronen, von des Lebens Leid nicht verschont bleiben. Als sie am 25. Januar

1858 in der Kapelle des St. James-Palastes zu London dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen die Hand zum Ehebund reichte, da durfte man wohl dem von seligem Liebesglück verklärten jungen Paar ein günstiges Horoskop für die Zukunft stellen. Denn nicht nur die Politik, sondern echte Liebe hatte diesen Ehebund begründet.

Und die nächsten Jahrzehnte schienen denn auch allen freudigen Hoffnungen Erfüllung zu bringen. Die junge Prinzessin wurde in Berlin begeistert empfangen; drei Jahre darauf schon war sie Kronprinzessin von Preußen. Ihre warme Anteilnahme an allen humanitären, die sozialen Gegensätze auszugleichen bestimmten, an allen künstlerischen und literarischen Bestre-

bungen in der Hauptstadt gewannen ihr die Herzen der Bevölkerung; ihr glückliches Eheleben wurde verschönt durch eine Schar aufblühender Kinder. An der Beliebtheit „Unseres Fritz“, welchen Ehrentitel der Kronprinz sich durch seine militärischen Erfolge 1866 und 1870/71, wie nicht minder auch durch seine zu allen Zeiten bewährte volksfreundliche Haltung erworben hatte, errang auch sie sich ihren Anteil. Dagegen mußten auch diejenigen verstummen, die der Kronprinzessin ein Beeinflussen des Kronprinzen in politischen Fragen nachsagten.

Die Jahre kamen und gingen. Nach 1887 nahm Kronprinz Friedrich Wilhelm in voller, imponierender äußerlicher Manneschöne an den rauschenden Festlichkeiten zum 50jährigen Regierungsjubiläum der Königin von England teil, aber schon damals wußten es die Eingeweihten, daß der tückische Todeskeim in diesem anscheinend so reckenhaften Körper emporwucherte. Im März des nächsten Jahres war aus dem Kronprinzen der Kaiser Friedrich III. geworden, aber es war ein todkranker Kaiser, dessen Lebenskern angefressen war und dessen Regierungszeit nur 99 Tage währte.

Diese 99 Tage! Sie bilden das trübste Kapitel im Lebensbuch der Kaiserin Friedrich. Nicht nur, daß sie das schwerste seelische Leid, ein geliebtes Leben mit unerbittlicher Folgerichtigkeit dem Tode entgegenwelken zu sehen, ertragen, daß sie dort ein gleichmäßiges Gesicht zeigen

mußte, wo sie weinen mochte, ohne Ende – die politischen Kabalen, die damals von gewissen Kreisen gegen sie ausgespielt wurden, gegen die „Engländerin“, sie taten das Ihre, um ihr diese Zeit zur leidvollsten ihres Lebens zu machen.

Und dann schloß an jenem Junitage der kaiserliche Dulder die Augen zu ewigem Schlafe. Das deutsche Volk verlor viel, die Kaiserin alles mit ihm. Der Kultus des teuren Toten beherrscht fortan ihr Leben. Sie zog sich zurück aus der Reichshauptstadt und erwarb sich 1889 ein nahe dem Städtchen Cronberg am Südabhang des Taunus gelegenes Haus und Grundstück, auf welchem sie, nach Abbruch des Hauses, durch den königl. Hofbaurat Ihne ein Schloß errichten ließ, das sie zur Erinnerung an den Toten Friedrichshof benannte.

Das Schloß ist in denjenigen Bauformen errichtet, welche seit Beginn des 16. Jahrhunderts in der Main- und Rheinebene bei Rathaus- und Schloßbauten zur Anwendung gekommen waren. Auch das Baumaterial wurde dementsprechend gewählt. Herrliche Parkanlagen umgeben den Wittwensitz der Kaiserin, deren bewährter künstlerischer Geschmack in der Ausstattung des Innern sich in hervorragender Weise betätigt hat.

Kaiserin Friedrich hat die jüngste, schwere Erkrankung glücklich überstanden. Möchte der vielgeprüften, großgeistigen Frau, der erst eine spätere Zeit völlig gerecht werden wird, noch ein langer, friedvoller Lebensabend beschieden sein!



Die Wirren in China.



Die Erstürmung des Osttores von Peking durch die Japaner.

Noch immer ist kein Licht in das Dunkel der chinesischen Wirren gedrungen. Die Diplomatie ist zwar am Werke, eine Situation zu schaffen, die ein Einstellen der Feindseligkeiten ermöglicht, bis jetzt aber ist diese Situation eben noch nicht geschaffen, und der Oberkommandierende, Graf Waldersee, fährt fort, reinen Tisch mit den chinesischen Gegnern in seiner Aktions-sphäre, ganz gleich, ob das nun Boxer oder reguläre Soldaten sind, zu machen.

Seit Wochen residiert er nun schon in Peking, an dessen Erstürmung die Japaner so hervorragenden Anteil genommen hatten. Mit großer Bravour erstürmten sie das Osttor der Stadt, so ziemlich der einzige Punkt, wo die Chinesen heftigen Widerstand leisteten, und bahnten so den übri-

gen Truppen des Expeditionskorps den Weg zur Befreiung der in der englischen Gesandtschaft Eingeschlossenen.

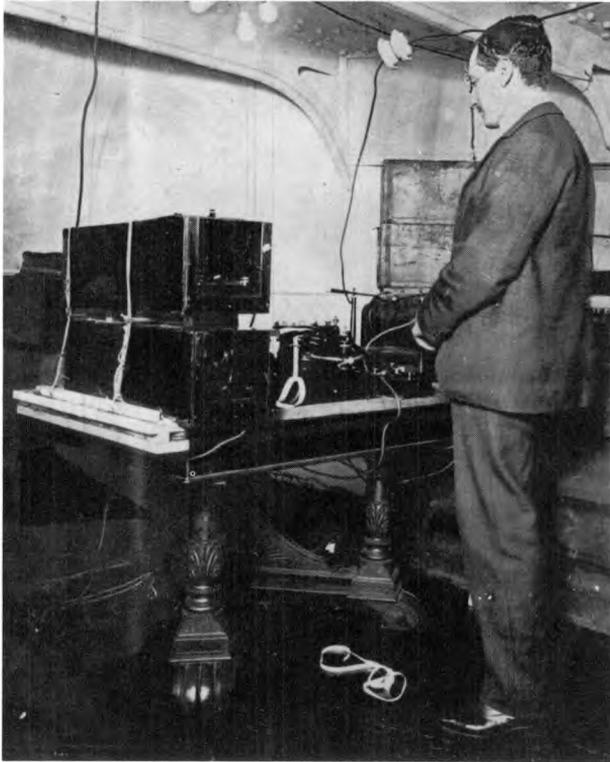
In Hongkong betrat Graf Waldersee am 18. September zuerst chinesischen Boden. Der ausgedehnte Hafen wimmelte von Schiffen aller Art, Kriegs- und Handelsschiffen aller Nationen. In der neunten Stunde verließ der Generalfeldmarschall die „Sachsen“, um seine fernere Fahrt durch das feindliche Stromgebiet nunmehr an Bord eines deutschen Kriegsschiffes, der „Hertha“, fortzusetzen. Die am Großmast hochgehende Flagge des Großfeldherrn wurde von allen im Hafen liegenden fremden Kriegsschiffen durch Geschützdonner salutiert. An diesem Salut beteiligten sich das englische Hafenwachtschiff „Tamar“;

der amerikanische Kreuzer „Monterey“, der italienische Kreuzer „Stromboli“ und der deutsche Kreuzer „Bussard“, den allen die „Hertha“ antwortete.

Mittags um 1 Uhr begab sich Graf Waldersee mit der Dampfpinasse der „Hertha“ an Land, um einer Einladung des englischen Gouverneurs zum Dinner im engsten Kreise Folge zu leisten. An der Landungsstelle erwartete den Marschall eine Ehrenkompanie der Royal Welsh Fusiliers. Vor der Front stand neben den Offizieren auch der Regiments-Ziegenbock in gravitāti-

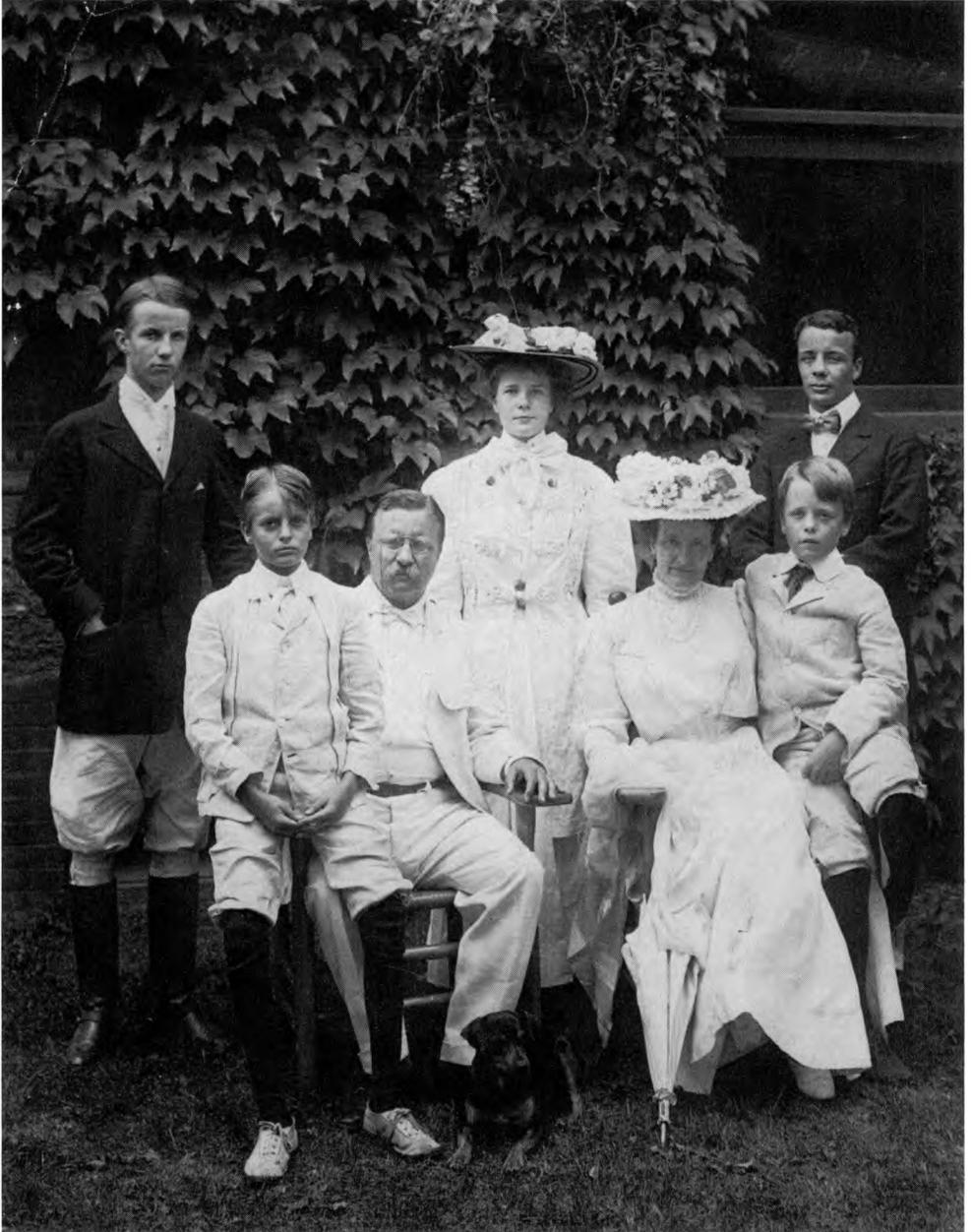
scher Haltung, mit dem sich der Marschall, dessen Sinn für soldatischen Humor ausgeprägt ist, eingehend beschäftigte. Nachdem Graf Waldersee die Front abgeschritten, nahm er in der Sänfte des Gouverneurs Platz zum Aufstieg nach dem Palais, das inmitten reicher Gartenanlagen auf der halben Höhe eines Berges liegt und Ausblick über Stadt und Hafen bietet. Bereits um 5 Uhr war der Graf wieder an Bord der „Hertha“, die wenige Minuten darauf die Anker lichtete, um die Fahrt nach Shanghai fortzusetzen.  (s. S. 396)

Der Erfinder der drahtlosen Telegraphie.



Guglielmo Marconi an seinem Arbeitstisch in der Versuchsstation auf Neufundland.

Präsident Roosevelt und seine Familie.



Ein neues Foto von Präsident Roosevelt und seiner Familie in Sagamore Hill Oyster Bay. Von links: Kermet, Archie, der Präsident, Ethel, Frau Roosevelt, Quentin und Theodore jr.

Bekannte Züge in Roosevelts Charakterbild.

Durch den plötzlichen und frühzeitigen Tod McKinleys ist Theodore Roosevelt zur Präsidentschaft eines der größten Länder der Erde berufen worden. Millionen amerikanischen Patrioten werden, wenn die Trauer um den Hingeschiedenen vorbei ist, den neuen Präsidenten mit Freude und Jubel begrüßen. Denn lange schon sind die Blicke der gesamten Republikanischen Partei auf Roosevelt gerichtet, der mit Recht den in Amerika oft mißbrauchten Namen eines „Lieblings seiner Nation“ für sich in Anspruch nehmen kann. Er ist nicht wie so viele hervorragende Staatsmänner Amerikas aus dem Dunkel, aus den untersten Volksschichten hervorgegangen, er gehört vielmehr einer der angesehensten Familien Amerikas an, die ihren Ursprung aus einer alten holländischen Patrizierfamilie ableitet, die mit den „Pilgervätern“ vor Jahrhunderten nach Amerika einwanderte. Die Familie ist nicht durch Reichtum ausgezeichnet, ihre Mitglieder standen aber immer in erster Reihe, wenn es galt, im Kriege wie im Frieden dem Lande bewährte Diener und Führer zu schenken. Was aber für Theodore Roosevelt bei seiner Beurteilung hauptsächlich in die Waagschale fällt, ist nicht seine Abstammung und nicht seine Familie, sondern seine persönliche Bedeutung. Wie wenige andere repräsentiert er den modernen Amerikaner mit all seinen Wünschen und Aspirationen, im Denken und Fühlen. Zugleich Heißsporn und berechnender Staatsmann, ein Held des Schwertes und der Feder, weiß er in jeder Stellung dem Amt, das er bekleidet, den Stempel seiner Eigenart aufzudrücken. Und so haben schon vor Jahren viele Leute in Amerika auf die Ähnlichkeit im geistigen Werdegang und in der moralischen Ent-

wicklung zwischen dem deutschen Kaiser Wilhelm II. und Roosevelt hingewiesen, und häufig konnte man in der amerikanischen Presse der Meinung begegnen, daß Roosevelt, wenn er durch den Zufall auf den Hohenzollerthron berufen worden wäre, wahrscheinlich seine Mission und seinen Beruf so ausgeführt hätte wie Kaiser Wilhelm, und daß letzterer, wenn er freier Bürger der Vereinigten Staaten gewesen wäre, vermöge der auffallenden Ähnlichkeit des Temperamentes, der Denkungsart und der Auffassung die gleiche Richtlinie eingeschlagen hätte wie Roosevelt. Beiden Männern gemeinsam ist das impulsive Temperament, das lebhafte Eintreten für das, was sie als richtig und geboten erachteten. Wenn auch Roosevelt in einer Republik natürlich auch kein kategorisches: *sic volo, sic jubeo* erschallen lassen kann, so hat er es doch als unermüdlicher Agitator durch Wort und Schrift dahin gebracht, daß die Vereinigten Staaten die alten Pfade der Monroe-Doktrin immer mehr und mehr verlassen und auch außerhalb Amerikas ihren Einfluß geltend zu machen suchen. Wenn heute in Havanna und Puerto Rico, auf den Philippinen und Hawaii das Sternenbanner flattert, ist dies zu nicht geringem Teil ein Werk der rastlosen Tätigkeit Roosevelts, der in den Vereinigten Staaten der Hauptträger des Gedankens ist, daß Amerika Kolonialmacht ist, wie Kaiser Wilhelm der Schöpfer der deutschen Kolonialpolitik ist. Beiden gemeinsam ist die Kraft der Rede, auch die Freude an der Rede. Gemeinsam ist die bedeutende Bildung, das lebhafte Interesse an schöner Kunst und Literatur. Fast gleich ist das Lebensalter. Die Jugendzeit beider fiel in kriegsbewegte Zeiten; in Roo-

sevelts Knabenzeit fiel der Bürgerkrieg, in die Kaiser Wilhelms die Kriege von 1866 und 1870. Gemeinsam ist beiden die Lust am Sport, an dem edlen Waidwerk. Auch Roosevelt war als junger Mann von ziemlich schwächerer Konstitution, nach vollendetem Studium eilte er auf den Wunsch der Ärzte nach dem Westen, wo er mit den Kuhhirten, den Cowboys, lebte und ihre phantastische Tracht trug.

Gemeinsam beiden ist der faszinierende Einfluß, den der persönliche Verkehr mit ihnen ausübt und der Roosevelt zu einem Abgott eines nicht unbeträchtlichen Teiles der Amerikaner macht, sowie das hohe Selbstbewußtsein und der Glaube an die eigene Mission. Roosevelt hat eine hohe Meinung von sich und liebt keinen Widerspruch. Er wird nicht gleich McKinley ein Werkzeug in der Hand der Partei sein. Auch Roosevelt ist in verhältnismäßig jungen Jahren an die Spitze eines großen Staatswesens berufen worden, und wenn er auch nicht die Machtfülle eines europäischen Potentaten in sich vereinigt, so kann er doch durch die von ihm beeinflusste Partei Bedeutendes bewirken. Ein gemeinsames Moment beider Männer ist auch der persönliche Mut, die Liebe zum Waffenhandwerk und zur Flotte. Wenn Roosevelt auch nicht in der Armee gedient hat, denn das ist wenig fair in Amerika, so hatte er doch, als der Krieg mit Spanien begonnen hatte, den herbeizuführen sich Roosevelt auch redlich bemüht hatte, sofort das Regiment der Rough Riders, der wilden Reiter, gegründet, und an der Spitze seiner Cowboys bei Santiago tapfer mitgefochten. Der große Aufschwung, den die amerikanische

Flotte in dem letzten Jahrzehnt nahm, ist zum Teil Roosevelts Verdienst, der durch einige Jahre die rechte Hand des Marine-ministers war (Staatssekretär) und die Bewilligung zur Erbauung der großen Schlachtschiffe bei der Republikanischen Partei durchsetzte. Für seine Person genügsam und bescheiden, liebt er doch militärischen Pomp, und als er vor der letzten Wahl die Staaten der Union durchsaute, um weniger für sich als für die Partei in Hunderten von Lokalen und vom Eisenbahn-Waggon herunter seine Wahlreden zu halten, befand er sich meistens in der Obersten-Uniform seines Reiterregiments und umgeben von einem Stab von „wilden Reitern“. Gemeinsam ist auch die hohe Auffassung, die beide von der Verpflichtung des Beamten dem Staat gegenüber haben. Hiernach hat Roosevelt, eine Ausnahme unter Amerikanern, in seinen zahlreichen Ämtern den Staat als Krippe betrachtet, die ihn mit Futter versorgt. Seine Verwaltung der New Yorker Polizei bildet einen Lichtpunkt in der tiefen Nacht der Korruption, welche diese umfassen hält. Obgleich mit Glücksgütern keineswegs bedeutend gesegnet, hat er nicht allein selbst makellos amtiert, sondern die Bestechlichkeit nach Möglichkeit bekämpft.

Auch als Ehemann gilt er als Muster, und auch er ist glücklicher Vater einer großen Kinderschar. Wie man den Charakter des deutschen Kaisers studieren will, um das jetzige Deutschland und dessen Kurs zu verstehen, so muß man auch Roosevelt zu begreifen suchen, um die jetzigen amerikanischen Ideen vollständig würdigen zu können.

Dr. M.



Der Broadway in New York.



Die Hauptverkehrsstraße New Yorks.
Aufnahme für die „Berliner Illustrirte Zeitung“.

Wie man ein Kleid rafft.

Eine Lektion in Grazie von Elise de Vere.

Zu den vielen Sorgen, welche die Seele einer modernen Frau beschweren, als das sind Radeln, Reiten, Tennis und Golf spielen, perverse Bücher lesen, schlüpfrige Theaterstücke mit geschicktem Erröten genießen etc., gesellt sich seit mehr als einem Jahr noch eine schwere Sorge – es ist der Kampf um die Schleppe. Die Männerwelt, ausgenommen die Damenschneider, verdammt den „Rattenschwanz“ als gesundheitsgefährlich und ärgert sich über die Schleppe, weil man gar zu leicht über sie stolpern und hinfallen könne. Die Damen, seit Urmutter Evas Zeiten Sklavinnen der

Göttin Mode, verteidigen die geliebte, schlank machende Schleppe mit dem ihrem Geschlecht eigentümlichen Eigensinn und wollen sich lieber dazu verstehen, auf der Straße mit unsagbarer Geduld ihre Schleppe in der Hand zu tragen, ehe sie sich diese rauben lassen. Einesteils kann ich's den Damen nicht verdenken – ein Schleppekleid sieht entschieden eleganter aus als ein fußfreies, und solange das Weib dem Manne gefallen will, wird sie suchen, ihre Person in möglichst günstiges Licht zu setzen. Und so wird es denn wohl in absehbarer Zeit bei dem Kompromiß bleiben, wir behalten unsere Schleppe, aber wir lassen sie beileibe nicht nachschleifen, sondern tragen sie fein säuberlich in der Hand. Aber wie? Das ist eine Frage, die wohl einer Erörterung wert ist, namentlich jetzt, wo der Herbst vor der Tür steht und die Straßen sich öfter in ein unabsehbares Kotmeer verwandeln. „Grau, lieber Freund, ist alle Theorie“, und noch grauer, liebe Freundin, sind die Straßen, wenn im Herbst so ein recht andauernder „Strippenregen“ vom Himmel fällt. Da heißt es nun möglichst geschickt mit einer Hand den nach unten in weite Falten auslaufenden, modernen Rock hochraffen, damit er einesteils hübsch proper bleibt, andernteils aber eine Hand frei ist, um den Schirm und die kleinen Paketchen zu tragen. Elise de Vere, die reizende Pariserin, die, allen Chauvinismus beiseite lassend, den kühnen Sprung vom Pariser Brettl zur Berliner Posse gewagt hat und nun mit ihrer Grazie und ihrem anmutigen Französisch-Deutsch allabendlich im Metropoltheater Furore macht, hat, wie die vorliegenden Bilder



Immer muß es graziös aussehen,
es geht die Treppe hinauf.

zeigen, die Frage: „Wie rafft man das Kleid hoch?“ mit echt französischem Chic gelöst. Lässig, als gälte es bloß, den eleganten Juppon ahnen zu lassen, hebt sie die schweren Falten ihrer eleganten Herbstrobe mit einem Griff der rechten Hand seitwärts hoch. Da beginnt es leise zu regnen, flugs ändert sich das Bild. Der Schirm, der bis dahin als Stütze in der linken Hand getragen wurde, wird aufgespannt, er wandert in die rechte und die Schleppe mit etwas kühnerem Schwung in die linke Hand. Gilt es doch jetzt, mit den tadellosen Chevreaustiefelchen die ominösen Pfützen zu vermeiden. Also aufgepaßt! Der Regen ist zwar vorbei, der Schirm kann zugemacht werden, aber die Pfützen sind noch da; nun das Kleid noch etwas höher, aber immer mit der nötigen Dezenz bitte, und schwapp ist sie drüben – Kleid und Schuhe sind sauber geblieben. Gott sei Dank, sie atmet erleichtert auf und geht, das Kleid in etwas schlenkernder Bewegung haltend, weiter. Nun ist sie an Ort und Stelle und muß eine Treppe ersteigen. Das Kleid fällt nach hinten zu ab und wird rechts hochgehoben, damit der nach Modevorschrift vorn zu lange Rock nicht geniert. Daß man dabei das feine Füßchen ziemlich genau sehen kann, ist, wie Figura zeigt, kein Fehler. Nun ist sie vor der Eingangstür, rasch hebt sie das Kleid mit beiden Händen hoch, prüfend gleitet der Blick über Schuhe und Kleidersaum; beide sind vollkommen frisch und rein geblieben, und befriedigt von der Musterung ihrer eigenen niedlichen Person, betritt die reizende kleine Frau die Wohnung ihrer Freundin, die sie besuchen wollte. Das ist eben französischer Chic. Merkwürdig – spricht man irgendwo in der Welt von der deutschen Frau, dann weiß man ihr nur ihre Wirtschaftlichkeit, die oft in die sogenannte Reinmachewut

ausartet, nachzurühmen. Man sagt – chic wie eine Französin, fesch wie eine Wienerin, feurig wie eine Spanierin, ladylike wie eine Engländerin und wirtschaftlich wie eine Deutsche. Das ist ja an und für sich ein Kompliment – aber es genügt nicht, meine lieben Schwestern. Ist es denn gar so schwer, wirtschaftlich und chic dabei zu sein?
Mary Berg

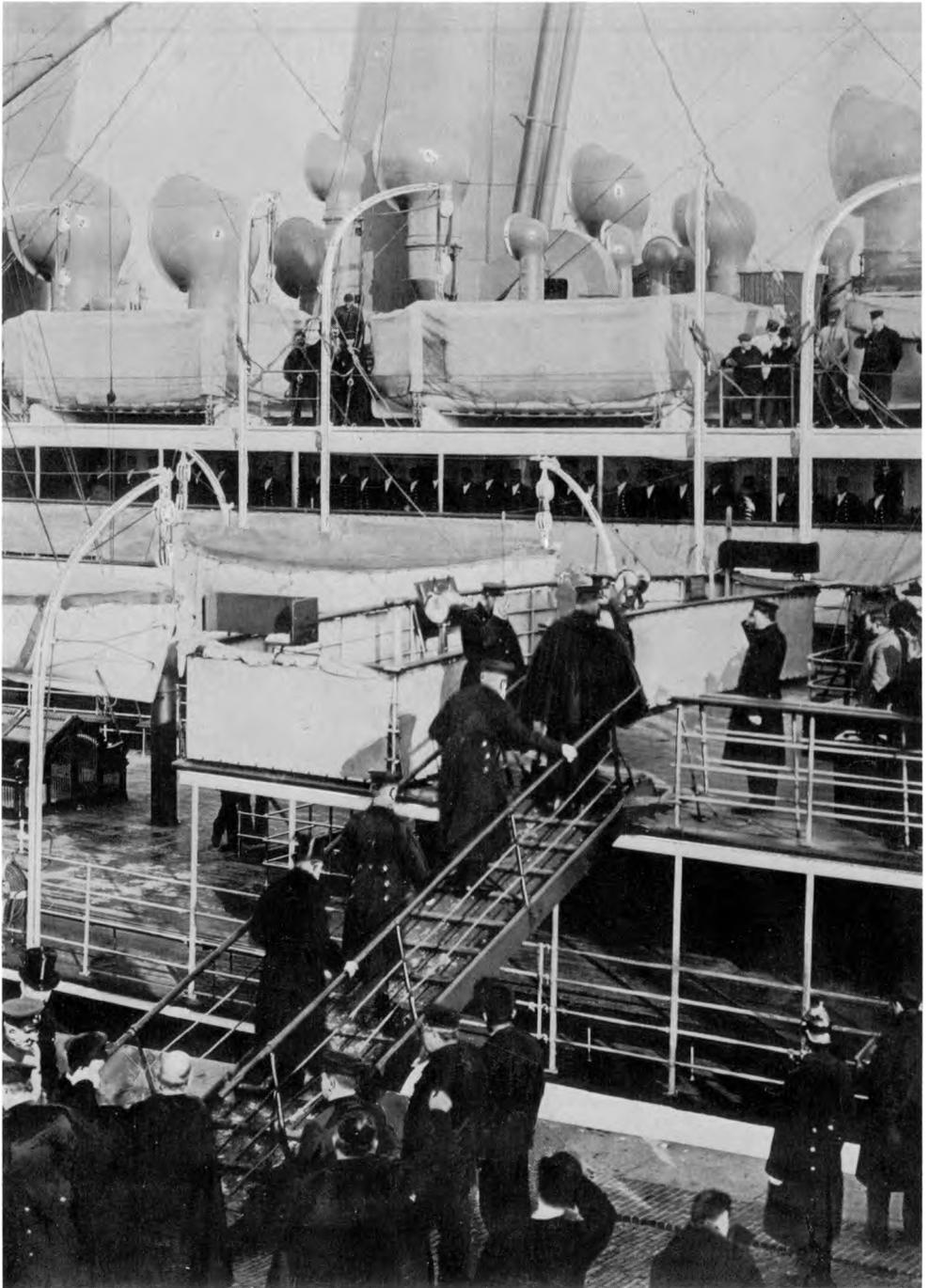
Ich Anna Csillag



mit meinem 185 Centimeter langen Stielen-Corseto Haar, habe ich in Folge
 14 monatlicher Gebrauches meiner sehr feinen, nur 3 Monate erhalten. Dasselbe ist
 von den berühmtesten Autoritäten als das einzige Mittel gegen Ausfallen der
 Haare, zur Förderung des Wachstums derselben, zur Stärkung des Haarabens
 anerkannt worden; Sie befreit bei Herren einen vollen, prächtigen Bartwuchs und
 verleiht kaum noch ferner Gebrauches sowohl dem Kopf, als auch Bartwuchs natür-
 lichen Glanz und Rösle und bewahrt dieselben vor irrtümlichem Ergreifen bis in
 das höchste Alter.

Preis eines Ziegels Mark 2, 8, 5—8.
 Vorkaufend täglich bei Vorkaufenden des Betragens oder mittelst
 Postnachnahme der ganzen Welt aus der Brief, wohin alle
 Aufträge zu richten sind.

Anna Csillag
 Berlin, Friedrichstr. 56. Wien, Sollerergasse 5.



Abfahrt nach Amerika: Prinz Heinrich begibt sich in Bremerhaven über den Dampfer „Glück auf“ an Bord des Lloyd-Schiffs „Kronprinz Wilhelm“.

Wie „Andere“ nach Amerika reisen.



Fertig zur Abreise: Auswanderer verlassen Hamburg.

Vor wenigen Tagen legte das Schiff, das einen deutschen Kaisersohn hinübertrug in die Neue Welt, im Pier in New York an. Schon von Southampton und von Cherbourg aus flogen die ersten Bulletins der Reiseberichterstatter in die Welt hinaus, und in allen Sprachen und Mundarten wurden die Pracht des „Kronprinz Wilhelm“ und der Luxus seiner Ausstattung geschildert. Die Annehmlichkeiten des feinsten Hotels fand man im vervielfältigsten Maßstabe vor, und was Küche und Keller betrifft, das wurde überhaupt nicht beschrieben, denn – das spottete jeder Beschreibung. Wer denkt bei all dem Glanz und Herrlichkeit an jene vielen Hunderte, die als Zwischendeckpassagiere die Fahrt mitmachten. Welcher Abstand zwischen den Prunkschlafzimmern und den Speise-, Rauch-, Damen- und Lesesalons der ersten Kajüte auf einem der herrlichen Schnelldampfer und den Schlafstellen im Zwischendeck eines Auswandererschiffes. Bei den Schnelldampfern ist ja selbst das Zwi-

schendeck gewissermaßen komfortabel ausgestattet. Betritt man aber so eine Schlaf-Abteilung auf einem Auswandererschiff, so wähnt man sich anfangs in eine Menagerie versetzt und glaubt eine Anzahl Käfige vor sich zu sehen. Beim näheren Anblick erkennt man, daß es Eisengerüste sind, die übereinandergetürmt 10–12–14 schmale Abteilungen bilden, in deren jeder ein Passagier sein müdes Haupt zur Ruhe legen kann. Beim Betreten des Schiffes erhält jeder Passagier ein dünnes, langes Strohpolster, das er auf das Eisenbett legen kann, ein winzig kleines Strohpolster als Kopfkissen und eine dünne Decke, die wohl eigens zu dem Zweck fabriziert wurde, denn in der Qualität und Größe kommen Decken im Handel nicht vor. Hierzu kommen ein irdener Trinknapf, eine Blechgabel mit Messer und ein blecherner Löffel mit einem Teller, und die Reiseausstattung ist komplett. In einer gedeckten Vorhalle sind ein paar große hölzerne Tische mit ein paar rohen Bänken ohne Lehne ange-

bracht, was den Speisesaal markiert. Die Wohltat eines Sessels kennt man im Zwischendeck nicht. Wer nicht in der bei dem Zusammenleben vieler Hunderter Personen besonders unangenehmen Atmosphäre aushalten und aufs Deck will, muß dort stehen oder sich auf den Boden setzen. Heil dem, der durch Seekrankheit verhindert ist, an den drei großen Abfütterungen teilzunehmen, zu denen die Passagiere sich Suppe, Fleisch und Kartoffeln selbst in Kübeln, die in der Form den Pferdetröckern ähneln, selbst holen müssen. Nur auf den Schiffen des Norddeutschen Lloyd werden die Speisen von Schiffbediensteten zugetragen.

Überhaupt muß anerkannt werden, daß die deutschen Schiffahrts-Gesellschaften schon seit geraumer Zeit die meisten dieser Übelstände, soweit es nur möglich ist, beseitigt haben. Speziell auf den großen Schnelldampfern – wie es der „Kronprinz Wilhelm“ ist – erscheint eine Zwischendeckfahrt lange nicht mehr schlimm. Die Räume sind hoch und geräumig, das Essen gut und auskömmlich, die Lagerstätten bequem und warm.

Doch mit der Überfahrt hat der „Zwischendeckler“ nur einen Teil dessen überstanden, was „Auswanderung“ heißt.

Endlich sind die 8 oder 10 oder 12 Tage der Fahrt überstanden, und das mächtige Schiff wird durch einen Remorqueur in den Pier hineinbugsiert. An den großartigen Anblick, den der New Yorker Hafen bietet, hatte auch der arme Zwischendeckpassagier sich erfreut, und schon glaubt er den gastlichen Boden der Republik betreten zu können. Doch wie weit ist er noch davon entfernt. Die Landungsbrücke wird angelegt, aber nur für die Kajütpassagiere. Eilenden Fußes stürmen sie über die Brücke, und bald sind sie in alle Winde zerstoßen.

Da hat niemand gefragt, wie heißt du, wer und was bist du, was hast du, und was willst du hier? Ihr Kajütenbillet ist der Freipaß, der ihnen Amerika eröffnet. Anders der arme Zwischendeckpassagier. Er muß weiter im Verdeck bleiben, bis alle „Kajütler“ fort sind und bis endlich der kleine Dampfer ankommt, der ihn aufnimmt und nach Ellis Eiland bringt. Hier wird die große Prüfung abgehalten, und nur wer hier für gerecht erkannt wird und nur wer hier die 39 an ihn gerichteten (gesetzlich vorgeschriebenen) Fragen zufriedenstellend beantwortet, wird für ausreichend würdig gehalten, in das gelobte Land Amerika einzugehen, um da möglicherweise auch zu – verhungern.

Von dem kleinen Dampfer werden die Einwanderer zuerst in einen großen vergitterten Raum, den sogenannten Detentionsraum, gebracht. Hier wird die Zählung vorgenommen resp. die Namen der Anwesenden mit den Schiffspapieren verglichen. Wehe der Schiffskompanie, wenn einer fehlen würde und sohin die Möglichkeit vorhanden wäre, daß einer vom Schiff sich geflüchtet und der Prüfung entzogen hätte. Deshalb findet auch an dem letzten Tag schon eine immerwährende Überwachung statt. Dann muß der Einwanderer in dem verhältnismäßig engen, meist mit stickiger Luft erfüllten Raum warten, bis er an die Reihe kommt, vor die Prüfungskommission geführt zu werden.

Die Anforderungen, die der amerikanische Staat an den Einwanderer stellt, wachsen von Jahr zu Jahr. Früher genügte es, wenn der Ankömmling gesund, arbeitsfähig und kein Kontraktarbeiter war, d. h. nicht in Europa bereits mit festem Vertrag für Amerika engagiert. Später kamen immer neue Punkte dazu. Man mußte sich über eine bestimmte Summe Geld auswei-

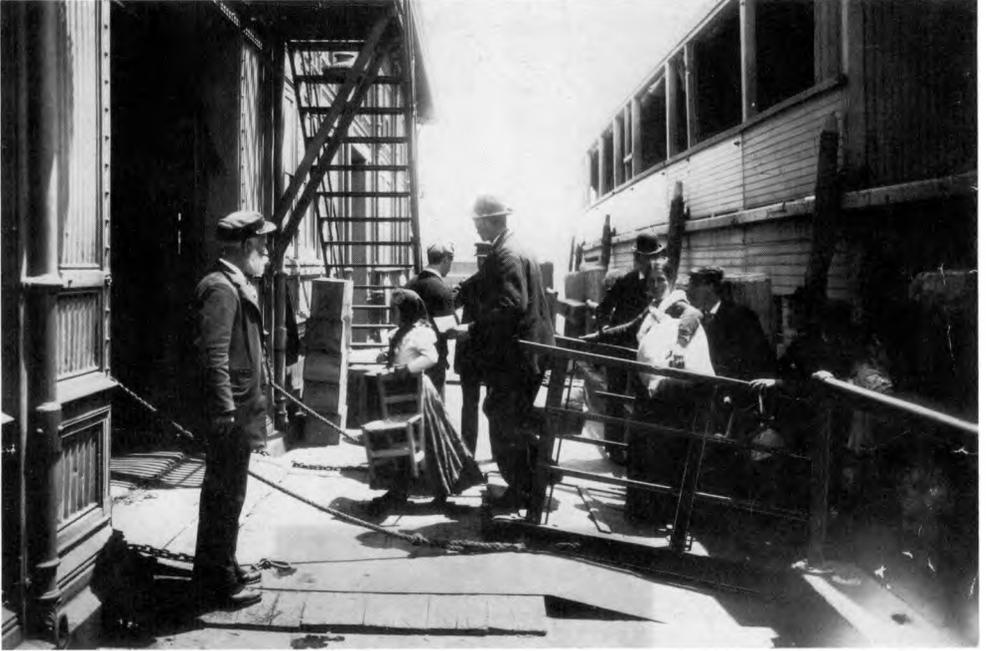
sen können (30 Dollar), um in der ersten Zeit sein Fortkommen zu finden, man sollte womöglich Verwandte oder Angehörige im Land haben, um nicht eventuell dem Land zur Last zu fallen, man dürfte mit keinem physischen Gebrechen behaftet sein, ja selbst nicht einmal mit einem kleinen moralischen. Ein junges Brautpaar, das zusammen Deutschland verlassen hat, in der Absicht, es in Amerika zu etwas zu bringen und dann zu heiraten, hat nur die Wahl, entweder zurück nach Europa oder auf der Stelle zu heiraten. Die heilige Macht der Liebe erkennt der amerikanische Staat nicht an, und ein Paar, das zusammen die Reise über den Ozean gemacht hat, ohne verheiratet zu sein, ist ihm ein Greuel. So mancher stand schon vor dieser gleich unangenehmen Alternative, entweder zu heiraten oder zurückzufahren, und wählte das erstere als das angeblich kleinere Übel.

So mancher betrat als flotter Junggeselle Ellis Eiland und verließ es als gesetzter Ehemann. Die Eheschließung geht in der bekannten formlosen amerikanischen Weise vor sich. Der Standesbeamte, der gegen Jahresgehalt im Einwanderungs-Depot die Eheschließungen ständig und im großen betreibt, wird herbeigeholt, sagt den Brautleuten eine vorgeschriebene englische Formel vor, von der sie natürlich kein Wort verstehen, und schließlich erfahren sie vom Dolmetscher, daß sie – glücklich verheiratet sind. Kosten sind damit nicht verknüpft. Will das junge Ehepaar auch „etwas schwarz auf weiß nach Hause tragen“, so bekommt es gegen Erlag von zwei Dollar auch einen Trauschein, von zwei Zeugen unterschrieben, von deren Existenz den Eheleuten bis jetzt nichts bekannt war. Notwendig ist der Trauschein nicht, man lebt in Amerika ganz glücklich, wenn man auch schon lange sich nicht

mehr daran erinnern kann, wo man getraut wurde und wann und von wem.

Unterdes wird unter Assistenz der zahlreichen Dolmetscher die Examination fortgesetzt und Herz und Nieren jedes einzelnen geprüft. Leute, die aus demselben Ort kommen, werden plötzlich separiert und an verschiedenen Stellen über einander ausgefragt. Wer im dringenden Verdacht steht, Justizflüchtling zu sein und einer drohenden Strafe aus dem Wege zu gehen oder sich einer verhängten Strafe zu entziehen, wird rücksichtslos zurückgewiesen. Die Examination wird genau und doch mit größter Hast betrieben, bringt doch mancher Tag, besonders wenn ein oder zwei Schiffe mit italienischen Auswanderern eintreffen, 3000 bis 4000 Emigranten. Kann die Prüfung nicht an einem Tag beendet werden, so müssen diejenigen, die nicht an die Reihe kommen konnten, die Nacht im Detentionsraum zubringen, wo sie, nach Geschlechtern getrennt, sich auf harten Bänken ihr dürftiges Lager zurechtmachen. Es steht jedem frei, sich für teures Geld beim Traiteur zu verköstigen; wer es aber nicht kann oder will, bekommt von der Einwanderungsbehörde ein Lunch vorgesetzt, der ihm nur einen schlechten Begriff von „Uncle Sams“ Gastfreundschaft beibringt und selbst die verflommenen Schiffsmahlzeiten in rosigem Licht erscheinen läßt. Endlich ist die Prüfung zu Ende. Die Ausgemusterten werden aufs Schiff zurückgebracht. Der Rücktransport geschieht auf Kosten der Schiffsgesellschaft. Noch hat sich kein Dichter gefunden, der die Freuden und Annehmlichkeiten schildert, welche den „Zwischendecklern“ auf der Rückreise geboten werden, für die niemand zahlt und welche die Gesellschaft aus ihrer Tasche bestreiten muß. Die Zugelassenen besteigen zum letztenmal den Regie-

DIE ANKUNFT IN AMERIKA.

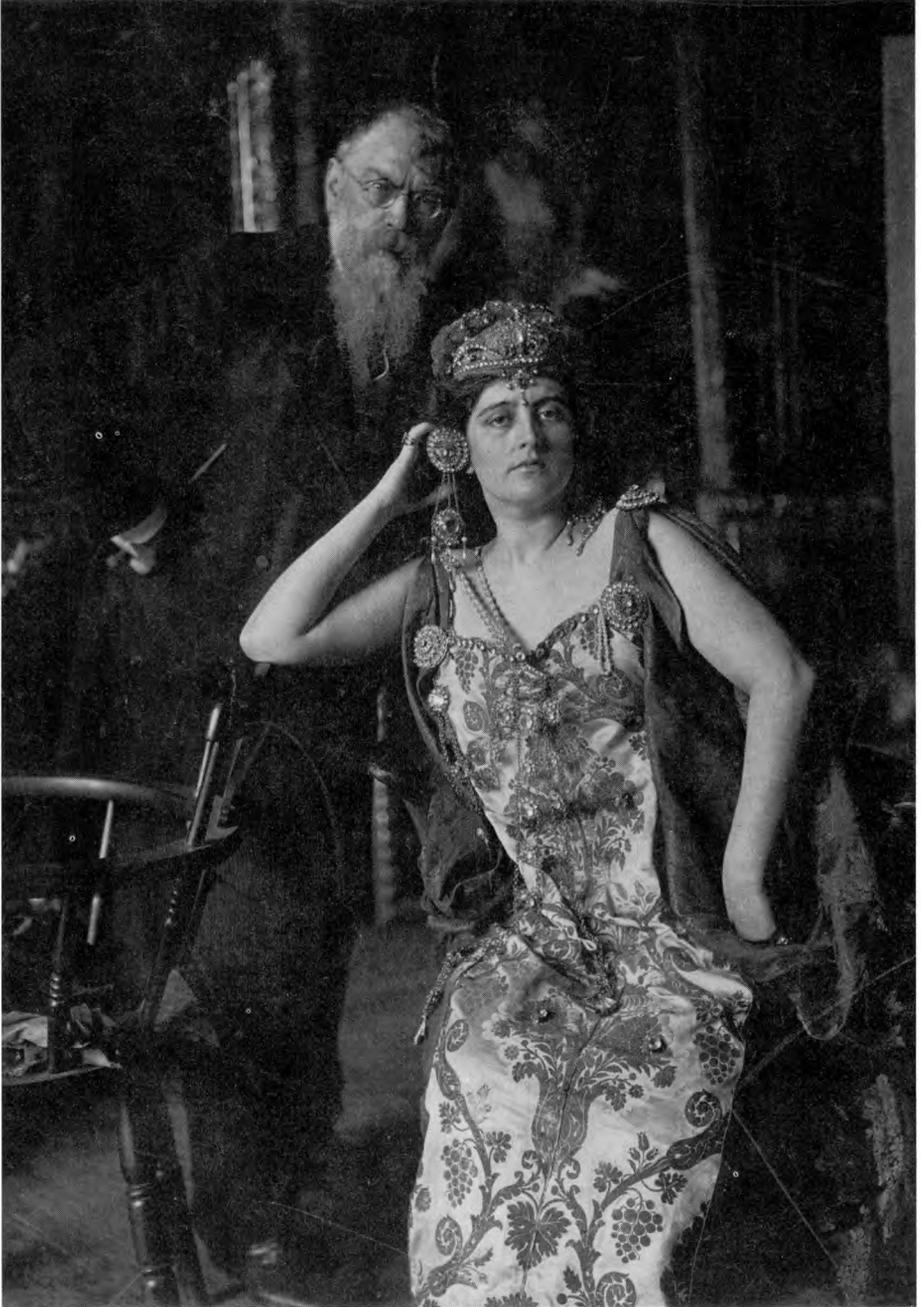


Bei der Landung des Ozeandampfers werden die Einwanderer auf ein kleineres Fahrzeug umgeschifft, das sie zu den Einwandererhallen bringt.

Unten: „Woher kommen Sie? Wohin wollen Sie?“



Im Atelier Franz v. Lenbachs.



Der Meister studiert im Spiegel die zu porträtierende Dame.



Der Straßenhändler.

Rund um Berlin.



Zerrbilder aus der Großstadt,
gezeichnet von
Edmund Edel.



Der Mann, dem sie „nisch
beweisen“ können.

Moabit

(Im zweiten Stockwerk des Gerichtsgebäudes. Auf dem Korridor Zeugen und Parteien, Rechtsanwälte, Boten, Schreiber, Schutzmäner und sehr viele Leute, die hier nichts zu suchen haben.)

Der Gerichtsdienner (aus einem Saal tretend): Ich bitte Platz zu machen, meine Herrschaften! – Der Gang muß frei bleiben... Überhaupt haben sich nur die geladenen Personen hier aufzuhalten. Die andern bitte sich zu entfernen.

Mehrere Herren. Pardon... wir sind fertig mit unserer Sache und wollten gern etwas zuhören – Kann man hier rein?

Der Gerichtsdienner. Ich bedaure, Sie sehen doch die Tafel da: „Der Zuschauer-raum ist gefüllt.“

Die Herren. Ach, das steht ja immer dran... Es kann doch nicht immer voll sein...

Der Gerichtsdienner. Immer, sobald es anfängt, kalt zu werden... Gehen Sie nach dem kleinen Schwurgerichtssaal, da ist mehr Platz. – Na, und Sie, Frau Mielke – auch wieder mal da? Sind Sie schon wieder

anderer Ansicht wie der Paragraph 180 gewesen?

Die erfahrene Frau. Nee, Herr Nuntius, diesmal bloß als Zeuge... Einen Herrn, wo bei mir logiert hat, is was wegjekommen. – Na, ich wer mir man hier 'n bißchen setzen... Komm her, Jrete, setz dir hin, es dauert doch noch 'ne Weile. Und nu heule doch nich schon wieder; so schlimm wird's ja deinen Justav nich jehn.

Grete (junge Dame mit Schleier und Täschchen). Ach Gott – huhu – mein armer Gustav... Er kriegt gewiß wieder seine vier Monat... Auf dreie schätzt er sich selber, und er hat immer solches Pech...

Der Gerichtsdienner. Heda – junger Mann, was wollen Sie denn da an der Tür? Da geht es ja ins Beratungszimmer... Können Sie nicht lesen?

Der schüchterne junge Mann. Ach ja... das schon... aber ich dachte... ich weiß überhaupt nicht, ob ich hier ganz richtig bin...

Der Gerichtsdienner. Na, das können wir eigentlich auch nicht wissen... Sind Sie

denn geladen? Als Zeuge oder Angeklagter?

Der junge Mann. Als Angeklagter. Hier ist meine Vorladung... das heißt, ich bin's nicht gewesen...

Der Gerichtsdienner. Natürlich nicht. Brauchen Sie gar nicht zu sagen. Hier ist noch nie einer gewesen, der's gewesen ist (lesend) Zimmer 49 – Termin 12 Uhr... Und da kommen Sie jetzt schon?

Der junge Mann. Ja – ich hatte solche Angst, zu spät zu kommen.

Der Gerichtsdienner. Angst? – das ist nicht nötig. Mehr wie 15 Jahre Zuchthaus können Sie hier nicht bekommen.

Der junge Mann. Um Gottes willen – (er wankt).

Die erfahrene Frau. Na ja, junger Mann – machen Sie man keine Dummheiten... der Herr Nuntius spaßt ja bloß. Setzen Sie sich man hierher, und erzählen Sie die Sache.

Der junge Mann. Ach ja – recht gern... Nämlich das war so: –

Schlächtermeister Brandt und ein alter Herr (kommen suchend näher).

Brandt. Achtunachzig – neununachzig... Hier bin ick richtig, Herr Nachbar; un da hinten is det Landjerecht, wo Sie hinwollen...

Der alte Herr. Oh – mir eilt es nicht...

Brandt. Na, denn wolln wir uns man hier plätzen. Ick muß Ihnen sowieso noch det Ding zu Ende erzählen. Also, wir sitzen in Raschken sein Lokal und spielen unsern Schafskopp und denken an jarnischt... Da mit eenmal –

Der Gerichtsdienner (aufrufend). Der Zeuge Hammdorf... Herr Hammdorf – !!! – Nicht da – ? Gut... unentschuldigt ausgeblieben – kostet 'ne Geldstrafe... Na, Herr Doktor – nichts los drüben beim Schwurgericht?

Der Berichterstatter. Nee – kleiner Raubanfall mit scheußlich langer Beweis-aufnahme... Wird ja doch vertagt. – Hier was los?



Auf der Zeugenbank.

Der Gerichtsdienner. Nichts Besonderes... Paar Ladendiebstähle – Körperverletzung – Milchplantscherei... Wie gewöhnlich. Nachher verteidigt Sello... Aber es kann eins werden.

Der Berichterstatter. Gut – da gehe ich erst frühstücken. Morgen, Herr Hintze!

Die erfahrene Frau (zu dem schüchternen jungen Mann). Ja also, so wie Sie's erzählen, is ja ganz klar, daß Sie nich reinfallen können... Haben Sie denn 'n Verteidiger?

Der junge Mann. Nein... Die sind so teuer –

Die erfahrene Frau. Besser wär's aber doch. Wenden Sie sich jedenfalls mal an Hirschen – Sie kennen doch Hirschen? – Da kommt er gerade.

Der junge Mann. Ist der Anwalt?

Die erfahrene Frau. Na wenigstens so ähnlich. Jedenfalls weiß er alles... Fragen Sie 'n man.

Hirsch (klein, grauer Schlapphut, Bleistift hinter dem Ohr, alte Aktenmappe in der Hand). Einen Augenblick, lieber Herr, ich habe hier eine wichtige Sache... Also da käme § 278 in Frage – in idealer Konkurrenz mit § 275...

Der junge Mann (freudig). Ah – Sie machen auch in Konkurrenzsachen... Das ist ja gerade mein Fall... Weil nämlich mein Konkurrent an der Ecke auch immer solche Präsent-Zigarren im Fenster hatte –

Hirsch. Ah – vermutlich § 263... meine Spezialität. Kommen Sie in die Ecke, wir werden das besprechen...

Die erfahrene Frau. Na, Jrete – nu muß er woll bald kommen – elfe vorbei...

Grete. Ja... (plötzlich aufschreiend). Huch... Da kommt er! (Ein Schutzmann führt einen Untersuchungsgefangenen vorbei.)

Der Gefangene (junger Mann mit grüner

Krawatte, Samtkragen und sehr viel Schwung in den Rockschoßen). Ach Jott, die Jrete... Na, rinkommen tu man nich – du kriechst bloß deine Zufälle...

Grete. Ach Gustav... huhu... bist du's denn diesmal wirklich gewesen?

Gustav. Ach bewahre... ausgeschlossen. Aber drei Monate wer'k woll doch kriegen... Na verjiß mir man nich... (er wird weitergeführt).

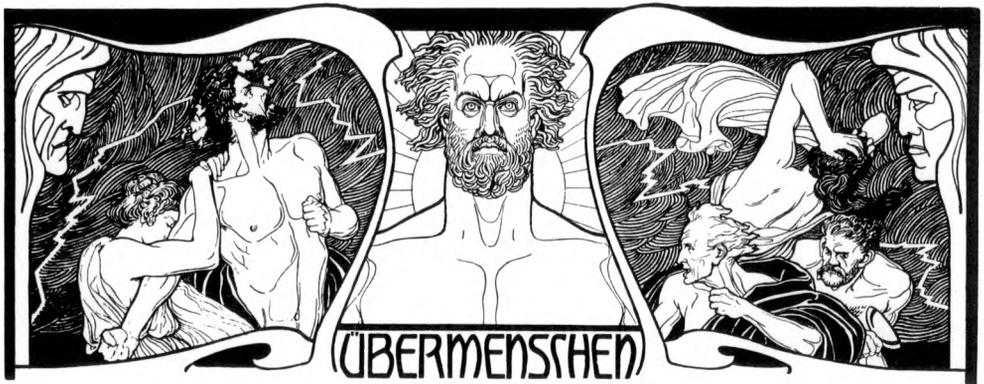
Schlächtermeister Brandt. Also denken Sie sich: der Max Wienke spielt 'n Solo un behält die beeden Alten bis zuletzt! Aber ick sage ja immer: der Hammel hat keene Ahnung von Schafskopp...

Der Gerichtsdienner (ausrufend): Sachen Lindemann und Genossen! – Zeugen Brandt, Magdeburg, Kriminalschutzmann Hefft!!

Brandt. Also adje daweile, Herr Nachbar; ick muß jetzt rin... Nachher erzähl ick weiter; merken Sie sich man, bis zu den Solo war ick jekommen (ab).



Der Richter.



ROMAN VON ANNIE NEUMANN-HOFER

Mittwoch

In der riesigen Küche auf Kartowo ging es in diesen Tagen noch etwas lebhafter zu als sonst. Munter und ausdrucksvoller flogen ja die Fluch- und Schimpfworte dem Oberkoch, dem kleinen Monsieur Duval mit dem zu zwei Nadelspitzen gedrehten Schnurrbart und den stechenden kleinen schwarzen Augen, stets von den Lippen, namentlich zuzeiten, wo er sehr beschäftigt war – doch so wie in diesen Tagen war er eigentlich noch nie gewesen.

„Er schnappt noch über“, sagte die Köchin Minna zur anderen, Marie genannt. Die zuckte die Achseln.

„Der“, sagte sie mit souveräner Verachtung. „Der soll noch überschnappen? Ist gar nicht mehr möglich. Der hat doch schon lange ’nen Vogel.“

Und vielsagend, tippte sie sich mit dem Zeige- und Mittelfinger auf die Stirn.

Gleich darauf aber fuhr sie selber wie toll auf den Küchenjungen Peter los.

„Was guckst zum Fenster raus, dummer Bengel, du?“ schrie sie wütend. „Fünfundzwanzig Tauben bis vier Uhr noch zu rupfen, und der Schafskopf sitzt da, die Poten im Schoß und starrt dem lieben Herrgott ’n Loch in die Welt. Mach vorwärts, marsch!“

Und ohne daß Peter noch wußte, was ihm bevorstand, obwohl er es nach seinen zahlreichen ähnlichen Erfahrungen schon hätte ahnen können und müssen, befand sich der untere Teil seines rechten Ohres zwischen Maries Fingern und nicht etwa, um gestreichelt zu werden! O nein. Marie hatte feste Finger, und kam ihr etwas dazwischen, so hielt sie es fest wie mit Eisenklammern, gleichviel, ob’s der Knochen einer Hammelkeule war oder Peters Ohrläppchen.

Dem Peter traten die Tränen in die Augen.

„Laßt doch los!“ heulte er endlich laut auf. „Ich kann doch nichts tun, wenn man mich so festhält.“

Er heulte so laut in seiner Außenküche, daß es Monsieur Duval, und *[Ende des Exzerpts]*

Naumann's Fahrräder

! sind die besten!



SEIDEL & NAUMANN

DRESDEN

Brennabor Räder



Brennabor - Fahrrad - Werke
Gebr. Reichstein,
Brandenburg a. H.
Allteste deutsche Fahrradfabrik. 2200 Arbeiter.
Parasente Musterausstellung 1896.
neue Modelle. Berlin W., Leipzigerstr. 111.

CONTINENTAL PNEUMATIC



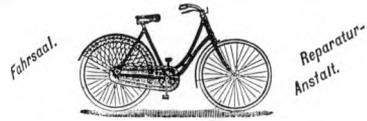
Bester Radreifen!

CONTINENTAL-CAOUTCHOUC- & GUTTAPERCHA-COMPAGNIE, HANNOVER.

Dürkopp's
Nähmaschinen u. Diana-Fahrräder
sind die solidesten,
leichtlaufendsten,
eleganteren
und beliebtesten
Fabrikate.

Größtes Etablissement der Branche.
50000 Nähmaschinen. 5 - 4000 Arbeiter. * 50000 Fahrräder.
Jahreserzeugung
BIELEFELDER MASCHINEN-FABRIK
VORM DÜRKOPP & CO. BIELEFELD.

EIL' MIT „WEIL“!



Weilfahräder der Weltadwerke. Frankfurt-Rödelheim.
GENERAL-VERTRIEB:
Ernst Kukluk, Berlin, Hakenstr. 30. Lindenstr. 101/102.
Preislisten umsonst und portofrei.

ADLER

Das beste Fahrrad!
„Höchste“
Auszeichnungen

Die feinste Marke!
„Grösste“
Verbreitung

Adler Fahrradwerke vorm. Heinrich Kleyer
Frankfurt a. M. Frankfurt, Kaiserstr. 100

Rudge - Whitworth - Cycles
Filiale:
**Berlin W.,
Charlottenstr. 59.**

Sachs Kugelstabapparat
D. R. P. 94582

für Erwachsene und Kinder
von Capacitäten empfohlen für
Zimmer-Gymnastik, für Gesunde
und zu Heilzwecken.
Brochure mit 27 Abbild. grat. u. franco.
Director Stanislaw Sachs,
Leipzigerstrasse 13.

Welt-Rad

mit gewalztem Rahmen
geschützt in 12 Industrie-Staaten
Einzig dastehend!
3600 Kilo Bruchfestigkeit!
laut amtl. Attest d. kgl. techn. Versuchsanstalt Charlottenburg-Berlin
Kein Zusammenbruch möglich!
Fahrradwerke „Welt-Rad“ Actien-Gesellschaft
vorm. Hoyer & Glahn
SCHÖNEBECK a. E.
Katalog gratis! Vertreter gesucht

Das beste Fahrrad Frankreichs
Vornehmste und älteste Marke

„CLÉMENT“

Gold-Medaille. Int. Fahrrad-Ausstellung
Berlin 1897. — Capital 22500000 Francs.
Vertreter für Norddeutschland:
Georg Bamberger, Berlin W., Postdammer-Strasse 112.

Aus dem Charlottenburger Studien-Atelier.



Aktskizzierübungen unter Leitung des Bildhauers Lewin-Funcke. Gegen das gemeinsame Arbeiten von Künstlern und Künstlerinnen vor dem Aktmodell hatte die Polizei zuerst Einspruch erhoben, ließ jedoch nach dem befürworteten Gutachten des Senats der Künste das Verbot fallen.

Im vergangenen Jahr hatte das Polizeiverbot gegen das Zusammenarbeiten von Künstlern und Künstlerinnen vor dem Aktmodell, das in den Studien-Ateliers geübt wurde, Aufsehen in der Berliner Künstlerwelt gemacht. Die Polizei holte ein Gutachten des Senats der Künste ein, das günstig lautete. Daraufhin wurde das Verbot zurückgezogen. Unter der Leitung des Bildhauers Lewin-Funcke haben diese Studien nach der Natur gute Erfolge gezeitigt. Namentlich für die studierenden Bildhauer ist es von großer Wichtigkeit, daß sie unmittelbar nach der Natur in Stein, Holz oder Ton arbeiten, so daß man zu großen Hoffnungen für die Erziehung der jüngeren Bildhauergeneration berechtigt ist. Im Aktsaal obliegen Maler, Zeichner, Bildhauer und Architekten gleichzeitig ihren Studien. Die Anatomie-Vorlesungen Le-

win-Funckes, die am lebenden Modell demonstriert werden, sind für die Studierenden die beste Anleitung. Im Bildhaueratelier wird hauptsächlich nach Rundakt modelliert.

Für den Nichtkünstler sei der Begriff „Rundakt“ mit wenigen Worten erklärt: Im Gegensatz zu dem Akt, nach dem gezeichnet und gemalt wird, wobei das Modell nur eine Ansicht zeigt, bietet der Rundakt nacheinander verschiedene Ansichten, damit der modellierende Künstler vergleichend beobachten kann. Das Modell steht zu diesem Zweck auf einer Drehscheibe, die je nach Bedarf gedreht wird. Diese neue Studien-Methode besiegt die alte vollständig und erobert sich immer mehr Anhänger. Bis jetzt sind schon 610 Künstler und Künstlerinnen im Besitz der Teilnehmerkarte.

Der Niedergang der alten Burjschenherrlichkeit.

Ein Mahnwort zum Heidelberger Jubiläum von Georg Bernhard.



Studentenleben in Heidelberg.

„Das fühle ich aus Ihrem Werk heraus, daß Sie die Notwendigkeit der Mauserung unserer Jugend, der die Zukunft gehört, ebenso deutlich empfinden wie ich alter Mann, dem die Hoffnung auf Gesundung mehr und mehr schwindet.“

Theodor Mommsen
an den Verfasser des Romans
„Vivat academia“

Die Ruperto-Carola in Heidelberg feiert ein Jubiläum. Vor hundert Jahren ist sie, die ursprünglich der Stolz der Pfalzgrafen bei Rhein war, als badische Universität wieder aufgerichtet worden. Die Feier gilt nur dem Rückblick auf eine verhältnismäßig kurze Spanne Zeit, wenn auch nicht verkannt werden soll, daß hundert Jahre im Zeitalter, das sich bereits an 25jährigen Jubiläen berauscht, recht klangvoll sind.

Aber etwas anderes war es Anno 86 des vorigen Jahrhunderts, als man an den Neckar eilte, um die fünfhundertjährige Wiederkehr des Tages zu feiern, an dem Rupprecht I. von der Pfalz jene Bildungsstätte schuf, die während der religiös-reformatorischen Bewegungen zu einer Pflanzschule der Auflehnung gegen Rom wurde. Wie anders nimmt sich dagegen die rekonstruierte Heidelberger Universität aus. Wohl haben hier die erleuchtetsten Geister der Nation als Lehrer gewirkt. Alle Heidelberger Fakultäten sind vorzüglich, und jeder Student zählt es zu seinen schönsten Erinnerungen, den formvollendeten Darstellungen Kuno Fischers und Henry Thodes gelauscht zu haben. Allein es ist charakteristisch, daß Viktor von Scheffel sein Alt-

Heidelberg nicht als die Stätte leuchtender Wissenschaft, sondern als die Stadt fröhlicher Gesellen anspricht. Tatsächlich unterscheidet sich das Heidelberg nach 1803 von der alten pfälzischen Universität dadurch, daß es uns geradezu als das Sinnbild frohen Burschenlebens gilt. Es ist die Alma mater der ersten Semester, die sich austoben und ausulken wollen. Es ist die Stadt, wo der Rapier- und Sporenklang noch nicht verhallt, der Kommersgesang noch nicht verklungen ist. Auch früher war der Student ein fröhlicher Gesell, aber es pulste ein Leben voll tieferen Ernstes durch die wissenschaftlichen Studien der Jugend. Burschenschafter und Korps bildeten das Hauptkontingent der Kämpfer für die Erlösung Deutschlands aus den erdrückenden Fesseln der Metternich-Zeit. Mit Jena darf Heidelberg sich zu jenen Orten rechnen, in denen der deutsche Einheitstraum geträumt wurde. Seitdem ist das anders geworden. Die Organisationen, die die alten Burschen schufen, bestehen noch, aber ihre Epigonen haben es nicht verstanden, den glänzenden Rahmen vor dem Verblasen zu schützen, die schäumenden Ideale von einstmals sind abgestanden und schal geworden. Zur Phrase sank das Wort herab, dessen Klang einstmals die Berge erben ließ. Der Geist ist tot!

Das Jubiläum der Heidelberger Universität bietet Gelegenheit zu ernster Betrachtung. Um so mehr, als eben gerade die Heidelberger Universität besser als jede andere das studentische Leben unserer Tage illustriert. Man stört die Freuden des Jubiläums nicht, sondern man nützt dem Studententum, wenn man am festlichen Tage die Frage zur Diskussion stellt: Woran liegt es, daß der alte Glanz zerfallen ist? Nicht die Menschen sind in erster Linie schuld daran, nein, über den Menschen

stehen die Verhältnisse, die tiefgreifende Veränderungen erfahren haben. Politische und soziale Umwälzungen haben auf das Studentenleben eingewirkt. Die politische Einigung Deutschlands hat den kleinen Universitäten ihre frühere Bedeutung genommen. Was Burschenschaften und Korps erstrebten, ist erfüllt, für politische Betätigung ist das Feld geschwunden, der Gelehrte hat nicht mehr den Einfluß auf die Geschicke der Nation wie früher. Andere Berufsklassen hat die soziale Flutwelle an die Oberfläche gespült. Die Volkswirtschaft hat mehr und mehr Kräfte in ihren Bann gezogen, der Kampf ums Dasein ward schärfer, er nötigte zum Brotstudium. Aus dem Arzt ward ein Geschäftsmann, aus dem Rechtsanwalt ein Kaufmann.

Das eine weiß der Student sicher, wenn er herauskommt aus der akademischen Bürgerfreiheit, wenn er mit „gesenktem

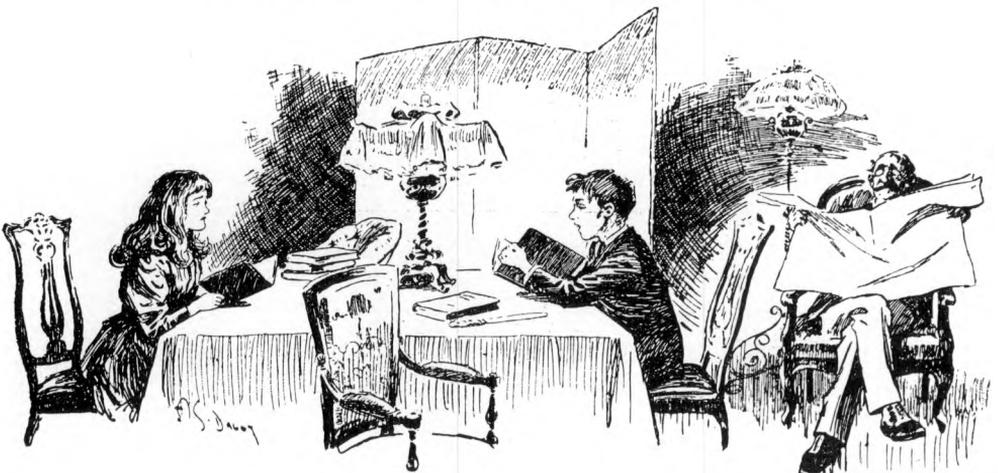


Im Karzer.

Blick in das Philisterland“ zurückkehrt, erwarten ihn Sorgen, droht ihm der Kampf. Daraus erklärt sich das tolle Drauflostoben, das nur dem Befehl einer inneren Stimme entspringt, die da sagt, in sechs Semestern mußt du dich austoben und dich schadlos halten für das graue Elend der Jahre nachher. Und zur Erleichterung dieses nachfolgenden Elends soll auch wieder die Verbindung dienen. Sie soll Konnexionen schaffen, hat es doch einer unserer Minister im Herrenhaus ausdrücklich zugegeben, daß die Zugehörigkeit zu einem Korps als Zeichen der Tüchtigkeit bei der Besetzung von Verwaltungsbeamtenstellen angesehen wird. Selbstverständlich sind neben den sozialen Verhältnissen auch die Studenten selbst schuld an manchem Übel, und deshalb sind gerade in den Kreisen der akademischen Lehrer die Stimmen immer lauter geworden, die mit ernster Mahnung der Studentenschaft eine

Reform an Haupt und Gliedern nahegelegt haben. Neben dem Rektor der Heidelberger Hochschule, Geheimrat Ostoff, ist jetzt der greise Mommsen auf den Plan getreten. Sie alle fordern eine Mauerung der Studenten. Nicht etwa, als ob man fordern wollte, die Jugend solle zu Griesgramen werden. Fröhlichkeit und Ungebundenheit sollen weiter die Vorrechte des akademischen Bürgers sein. Aber Freude an der Fröhlichkeit bedeutet nicht aufgehen in ihr. Und die Vorbereitung für die Berufsarbeit braucht nicht in eitler Streberei zu bestehen. Es gibt auch heute noch Ideale, die des Studenten würdig sind. An die Stelle der politischen Ideale früherer Zeiten sind die sozialen Probleme getreten, die heute zur Stellungnahme herausfordern. Für sie mag sich der Student begeistern und in den Kampf eintreten, damit das Studententum zu neuer Blüte wiedererwachen kann.

— Es lag an einer Kleinigkeit. —



Bertka: „Weißt du, Karl, wenn der Apfel, den Eva dem Adam angeboten hat, madig gewesen wäre, dann hätte ihn Adam gewiß nicht gegessen, und wir wären noch alle im Paradies.“

Der Aufstand der Hereros in Süd-West-Afrika.



Herero-Familie.

Der Aufstand der Hereros in Deutsch-Südwestafrika, der erst eine kleine, leicht zu bekämpfende Rebellion zu sein schien, hat sich als eine große und erbitterte Erhebung erwiesen, die der deutschen Herrschaft in Südwestafrika ein Ende bereiten möchte. Die Reichsregierung hat darum keinen Moment gezaudert und den Lloyd-Dampfer „Darmstadt“ mit einem ansehnlichen Expeditionskorps an Bord nach den bedrohten Kolonien geschickt. Was die Ursache des blutigen Aufstandes betrifft, so soll er hauptsächlich durch die Erbitterung der Eingeborenen gegen die deutschen Händler, die ausstehende Schulden mit großer Energie eintrieben, entstanden sein. Schon

seit längerer Zeit wurden die Hereros durch portugiesische Händler mit Gewehren und Munition versorgt, und auch von Deutschen sollen Waffen an die Eingeborenen verkauft worden sein. Das ganze Volk der Hereros, das infolge unsinniger Viehwirtschaft und Verschuldung in fortschreitender Verarmung begriffen ist, zählt etwa 100 000 Seelen, also die Hälfte der 200 000 Einwohner von ganz Deutsch-Südwestafrika. Auf die Deutschen entfallen etwa 2500 Seelen, während die Gesamtzahl der ansässigen Weißen an 4000 beträgt. Die Hereros haben das Übergewicht über die anderen Eingeborenen, die bei einer allgemeinen Erhebung natürlich mit ihnen gemeinsame

Sache machen werden. Seit der Gründung des deutschen Schutzgebietes im Jahr 1884 hat es schon blutige Kämpfe genug gegeben. Der bedeutendste Unruhestifter im ganzen Gebiet war in den neunziger Jahren der Hottentottenhäuptling Witboi im Namaland, der trotz wiederholter Niederlagen stets neue Raubzüge unternahm. Nach vielen Bemühungen des Majors v. François gelang es erst Major Leutwein, Witbois Macht zu brechen. 1896 mußte eine Empörung der Hereros und Hottentotten blutig niedergeschlagen werden; seit dem Feldzug gegen die Zwartbooi-Hottentotten 1897/98 war jedoch Ruhe im ganzen Gebiet, mit der es nun wieder vorbei ist. Die

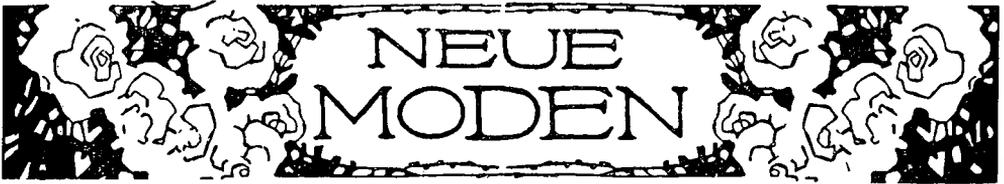
Hereros haben sich in den letzten Jahren eine gewisse Halbkultur angeeignet und zeigen weniger den krassen Negertypus als die unter ihnen lebenden Bergdamara. Ein Typus des Hererostammes ist der Grootmann Banjo, den unsere Abbildung zeigt. Fast völlig nackt, mit Ketten und Zaubermitteln behängt, sitzt er da und läßt sich bewundern, denn für den Kaffern ist der Begriff des Reichtums nur mit körperlicher Fülle verbunden, die für wenig Arbeit und viel Essen spricht. Die Hererofrauen tragen geschmeidig gegerbte Felle; die Verheirateten sind durch einen fledermausartigen Kopfputz kenntlich, der aus Lederstücken zusammengesetzt ist.



Ein Transport gefangener Hereros mit der Eisenbahn durch das Khangebirge.



Elegante Toilette aus schwarz-weiß-kariertem Tuch
in weich gezogener, moderner Form. Modell Gerson.



Weitbauschig und faltig und geradezu überladen mit Garnierungen, präsentiert sich die Mode dieser Saison, unter deren Stofffülle die Linien der Figur fast ganz verschwinden. Sie ist eigentlich ein Wiederaufleben längst vergangener Epochen mit mehr oder weniger glücklichen Variationen. Die malerischen Moden Ludwigs XVI. und der Directoire-Zeit kommen heute wieder zu neuen Ehren, und an Stelle der schlanken Silhouette, an die wir seit einigen Jahren gewöhnt waren, treten andere breitere Formen. Die schleppenden, weichen, schmiegsamen Gewänder, welche die Mode noch bis vor kurzem bevorzugte, haben sich plötzlich in das grade Gegenteil verwandelt. Alles ist steif und starr – verschnörkelt und verkünstelt; der Grundstoff des Kleides weist kaum eine glatte Fläche auf, derart ist er mit Plissees, Volants, Rüschen, Krausen und Bauschen überladen. Die Zeit der sanft abfallenden Schulterlinie und der blusigen Taille, die in einem schmalen, graziösen Gürtel endigt, ist endgültig vorbei. Schinkenkeulärmel, an der Schulter von großer, absteher, übermäßiger Weite, hohe gefaltete Mieder-gürtel, die der „Wespentaille“ wieder zu neuen Ehren verhelfen, Wickeltaillen und krausgezogene Bauernröcke triumphieren!

Zugunsten der schlanken Taille scheint auch für die Straße und besonders für ganze Jackettkostüme der lange Redingote oder Paletot Directoire vorzuherrschen, der meist aus Tuch oder Samt, teilweise sogar aus Pelz gearbeitet, einen sehr langen

Schoß zeigt. Abend- und Ballmäntel weisen dagegen einen völlig gegenteiligen Schnitt auf. Sie sind womöglich noch weiter und faltiger geworden als im Vorjahr und stellen vielfach eine Art doppeltes, zipfelig geschnittenes Cape dar, das die große Armöffnung geschickt verdeckt und die reiche Garnierung der Taillen möglichst schon. Die havelock- und capeartigen Schnitte, mit mehr oder weniger komplizierten Ärmeln und Pelerinen, sind überhaupt die augenblickliche Mode für lange, faltige Mäntel. Seidige Tressen, Stickereien, Applikationen und schöne Knöpfe bilden die Garnierung, weiche Damast- oder Duchesseseseide das Futter. Auch aus pelzähnlichen Plüsch hergestell, chinchilla-, astrachan-, persianer- oder breitschwanzähnlich, wirken diese wärmenden Hüllen sehr elegant. Besonders eine Imitation des Breitschwanz-Pelzes, die unter der Bezeichnung „Caracul“ dem beinahe unbezahlbaren Breitschwanz sehr ähnlich hergestellt wird, verarbeitet man zu ganzen Roben mit langem, weitem, aber glattem Rock, langer Schoßjacke oder kurzem Bolero. Als einzige Garnierung wirken eine gestickte altgrüne Samtweste oder eine aus weißem Leder, bunt appliziert, und einige schön ziselierte Knöpfe sehr apart und hübsch.

Zu eleganten, garnierten Toiletten bevorzugt die Mode ausschließlich schmiegsamen, seidigen Tuchstoff, weichen Velours-Samt und starre Seide, hauptsächlich Taft. Für das eigentliche Straßenkostüm,

„robe trotteuse“, wie der Franzose sagt, ist sogar kleinkariert in Weiß und Mordoré gemustert eine große Neuheit. Große Mengen schöner Spitzen, plissierte Chiffons, reiche Stickereien, Passementieren und kostbare Knöpfe sind zur Garnierung aller modernen Kleider unerlässlich und passen sich den weichen, feinen Farbentönen der modernen Stoffe überaus günstig an. Grün in allen Nuancen und Braun in allen nur möglichen Tönen, vom sanften Mordoré in ausgesprochenes Gelb übergehend, von der Mode coq de roche

getauft, sind die Hauptfarben dieser Saison. Phantastisch wie unsere ganze heutige Mode mit den faltigen Mänteln und bauschenden Kleidern sind auch unsere modernen Hüte. Himmelanstürmende Formen mit aufgeschlagener, reichgarnierter Krempe sind neben den ebenfalls sehr modernen Directoirehüten mit hohem, etwas spitzem Kopf und langen Bindebändern die bevorzugtesten winterlichen Kopfbedeckungen. Federn, ganze Vögel und lang wallende Paradiesreihen bilden die kleidsame Garnierung.

Alice Cuno



Elegante Besuchs- und Gesellschaftstoilette.



Straßenkleid schwarz-weiß-kariert in Wolle.

Der Zar bei einer Truppenmusterung.



„Lang lebe der Zar!“ Morgengruß der Mannschaft.
Nach einer Photographie von K. O. Bulla, St. Petersburg.

Der große Frauenkongreß in Berlin

vom 13.—18. Juni 1904.

Von Adele Schreiber.

Der gegenwärtig in Berlin tagende Weltfrauenbund ist die größte Organisation der Welt. Er vertritt 7 bis 8 Millionen Frauen des ganzen Erdkreises, von Kanada bis Schweden, von Holland bis Neuseeland, von Finnland bis Argentinien. Er wurde anlässlich des Internationalen Frauenkongresses in Chicago 1893 begründet, und es ist sein Zweck, die nationalen Frauenverbände der ganzen Welt in einer Zentralorganisation zusammenzufassen, die alle fünf

Jahre ihre Generalversammlung abhält. An der Spitze des Weltbundes steht gegenwärtig Mrs. Wright-Sewall, die augenblickliche Schatzmeisterin ist Frl. Helene Lange, Berlin. Selbstverständlich kann der Weltfrauenbund nur solche Programmpunkte aufstellen, die allgemein Menschliches betreffen und für alle Länder in Betracht kommen, gleichviel welchen Stand die Gesamtkultur und speziell die Kultur der Frau in den verschiedenen Ländern



Lady Aberdeen,
die Frauenrechtlerin aus London.



Lady Battersea, London. Ihr Thema
auf dem Kongreß: „Gefangenenfürsorge“.



Bertha Baronin von Suttner, Berlin.
Vorkämpferin für die Weltfriedensidee.

erreicht hat. So sind denn die Hauptpunkte die Ausgestaltung der rechtlichen Stellung der Frau als Gattin und Mutter und das Eintreten für die Friedensbestrebungen. Die einzelnen Nationalverbände aber, die dem Bund angehören, haben natürlich ihrerseits die verschiedensten, den Bedürfnissen ihrer Länder angepaßten Arbeitsgebiete. Der Berliner Internationale Frauenkongreß ist keine direkt vom Frauenweltbund ausgehende Veranstaltung, es steht vielmehr dem National-Bund jenes Landes, wo die Generalversammlung stattfindet, frei, aus diesem Anlaß einen Internationalen Kongreß einzuberufen. Selbstverständlich aber wird die Anwesenheit so vieler interessanter Gäste benützt, um auch dem großen Publikum ein Bild vom Frauenstreben der ganzen Erde zu geben, und so berief der Bund deutscher Frauenvereine, an dessen Spitze Frau Marie Stritt, Dresden, steht, diesen Kongreß ein.

Das komplizierte lokale Arrangement hat ein vielgliedriges Lokal-Komitee unter dem Vorsitz von Frau Hedwig Hehyl übernommen. Das überreiche Programm der Veranstaltung enthält ohne die unvorhergesehenen Diskussionsrednerinnen 274 Referate und Korreferate für eine sechstägige Tagesordnung. Kein wichtiges Gebiet, zu dem die Frauen in irgendeiner Beziehung stehen, sollte vernachlässigt werden, aber da solch eine Materialfülle sonst einen vollen Monat beanspruchen würde, sind 4 gleichzeitig tagende Sektionen gebildet worden. Die erste Sektion, unter dem Vorsitz von Helene Lange und Gertrud Bäumer, behandelt die Frauenbildung vom Kindergarten bis zum Universitätsstudium; von den Referaten können unter anderen als besonders interessant bezeichnet werden das der Lady Aberdeen, der Vorsitzenden des letzten Londoner Kongresses über die Frau als soziale Erzieherin, und von Mrs. Wright-Sewall über die körperliche Erziehung der Mädchen in den Vereinigten Staaten. Die zweite Sektion unter dem Vorsitz von Alice Salomon und Else Lüders ist dem Frauenerwerb und Frauenberufen gewidmet. Über die Frau in der Landwirtschaft spricht daselbst die Gräfin Warwick, die Vorsitzende der Londoner landwirtschaftlichen Gesellschaft, von besonderer Eigenart dürfte der Vortrag einer Negerin Mrs. Mary Church-Terrell, der Ehrenpräsidentin des Nationalvereins farbiger Frauen, über die farbigen Dienstboten sein. Mrs. Terrell ist Professorin an einer Mädchenschule und eine ausgezeichnete Rednerin. Erwähnt seien noch Mrs. Smith Merrill Horne, eine Mormonin aus Salt Lake City, die im Reichstag von Utah Abgeordnete war, und die ausgezeichnete Predigerin Reverend Anna Shaw, die auch wohl als erste Frau in

Deutschland auf der Kanzel erscheinen wird, um in der englischen Kirche am Nollendorfplatz zu predigen. In der dritten Sektion für soziale Einrichtungen und Bestrebungen (Vorsitzende Frau Anna Edinger und Frau Katharina Scheven) sei besonders verwiesen auf die Verhandlungen über Armen-, Kranken- und Kinderfürsorge und auf die Bestrebungen zur Hebung der Sittlichkeit, zu welcher letzteren Anna Pappritz nebst vielen bemerkenswerten Ausländerinnen das Wort ergreifen wird. Über Gefangenenfürsorge wird unter anderen Lady Battersea, London, über Alkoholkämpfung Frau Alli Trigg-Helenius, Finnland, über Arbeiterinnenorganisation Frau Marie Lang, Wien, über Settlements

Mrs. Alfred Booth, Liverpool, sprechen. In der vierten Sektion für die rechtliche Stellung der Frau, geleitet von Olga von Beschwitz, Dresden, und Dr. Elisabeth Gottheiner, Berlin, werden mehrere in- und ausländische Juristinnen zu Worte kommen. Die Verhandlungstage sind dem Eherecht, dem Elternrecht, der Stellung der unehelichen Mutter und der Vormundschaft, dem Arbeiterinnenschutz, der Alters- und Invalidenversicherung, den Frauen in kommunalen Ämtern und schließlich dem kommunalen, kirchlichen und politischen Wahlrecht der Frau gewidmet. Neben diesen Sektionssitzungen finden große Abendversammlungen statt, deren Themata sind: der Stand der Frauenbewegung in den



Lady Warwick, London. Ihr Anliegen: „Die Frau in der Landwirtschaft.“

Kulturländern; Frauenlöhne; das Verhältnis der Frauenbewegung zu den politischen und konfessionellen Parteien; Frauenstimmrecht, Grundlagen und Ziele der Frauenbewegung. An diesem letzten Abend spricht die Amerikanerin Charlotte Perkins Gilman, eine der interessantesten Frauen der ganzen Bewegung. Sie hat in ihrem bekannten Buch „Women and Economics“ eine neue Theorie aufgestellt, deren Grundlage lautet: Die Menschen sind die einzige tierische Spezies, in welcher das Weib in bezug auf seine Ernährung auf den Mann angewiesen, also durch ihre geschlechtlichen Beziehungen auch wirtschaftlich abhängig ist. In ihrem Vortrag wird Mrs. Perkins-Gilman die Wege zeigen, wie dieses Übel, das nach ihrer Ansicht nicht in der Natur, sondern in willkürlich geschaffenen Zuständen beruht, beseitigt werden kann. Über die Lage der Heimarbeiterinnen wird u. a. Frau Watson-Lister aus Viktoria (Australien) sprechen, über „Die Frau in Handel und Verkehr“ Frl. Eva van Roy, Frau Constance Hoster (England) und die Dänin Frau Austrid Paluden-Müller. Zu dem Thema „Die Bahn-, Post- und Telegraphen-Beamten“ haben sich Fräulein Karoline Grone- mann aus Österreich und Frl. Dr. Käthe

Schirmacher (Paris) zu Wort gemeldet. Sehr viele Rednerinnen, in der Mehrzahl Amerikanerinnen, haben sich für das Thema „Kunst, Kunstgewerbe und Literatur“ vormerken lassen. An den Debatten über wissenschaftliche Berufe werden teilnehmen: Frl. Dr. med. Agnes Bluhm, Frl. Dr. Emma Mensch, Frau Alphen Salvador (Frankreich), Reverend Anna Shaw (Ver. Staaten), Frau Gordon (Schottland), Frau Dr. Ellen Sandelin (Schweden) und Frl. Dr. Franziska Tiburtius.

Der Kongreß, der sehr verschiedene Richtungen und Anschauungen zur Sprache bringt, wird gewiß oftmals zu bewegten Auseinandersetzungen führen. Die Aufnahme aber, welche den Frauen von allen Seiten, auch von der Stadt Berlin, die sie zu einer besonderen Festlichkeit geladen hat, zuteil wird, und die eingehende Beachtung, die der Kongreß bei der gesamten Presse findet, zeigen, daß die Frauenbewegung als eine ernste, soziale Erscheinung erfaßt worden ist. Die letzten Endziele vermögen wir noch nicht zu erkennen, die Bewegung aber könnte unmöglich eine solche Lebenskraft beweisen, beruhte sie nicht auf einer wirtschaftlichen und moralischen Notwendigkeit, wäre sie nicht unerläßlich für den Kulturfortschritt der Menschheit.



Warnung für Cigarettenraucher!

Es existiren vollständig werthlose Nachahmungen unserer

„Salem Aleikum“ =

Cigaretten.

Die ordinäre Qualität dieser Falsifikate ist geeignet, unsere Erzeugnisse zu discreditiren. Wir bitten daher dringend, beim Einkauf darauf zu achten, daß auf jeder Cigarette der Name „Salem Aleikum“ und die volle Firma steht:

Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yentdze“, Dresden.



Die in Paris lebenden Russen bilden, von den überall verstreuten Leuten abgesehen, drei Gruppen. Da sind erstens die reichen Leute, die alle zum mindesten den Fürstentitel tragen, im Viertel der Champs-Élysées wohnen, im Bois de Boulogne herumkutschieren, keinen festlichen Gottesdienst in der russischen Kirche der Rue Daru versäumen, die großen Ereignisse der Pferderennen, die Premieren und überhaupt alle diese Vergnügungen des Tout Paris mitmachen und von dem Volk von Paris zu den ausländischen „Rastas“ gezählt werden. Die zweite Gruppe besteht aus den Künstlern. Früher waren sie zahlreicher als jetzt. Wie es scheint, gibt man in Rußland jetzt keine Stipendien mehr zur Reise und zum Aufenthalt in Paris. Die Freundschaft zwischen beiden Nationen hat sich in den letzten fünf Jahren erheblich abgekühlt, und das mag der Grund sein, daß keine jungen Künstler mehr zum Studium nach Paris geschickt werden, wo sie auf Staatskosten die Akademie Julian besuchten. Sie sind also weniger

geworden, aber es gibt immer noch russische Künstler genug in Paris, um das Bestehen einer russischen Künstlervereinigung und das Abhalten einer alljährlichen Ausstellung in den Räumen dieser Vereinigung zu ermöglichen. Die dritte Gruppe endlich wird von den Studenten gebildet.

Die russischen Studenten in Paris sind fast durch die Bank Proletarier. Es gibt Ausnahmen, aber sie verschwinden in der großen Mehrzahl. Die allermeisten Studenten leben ein Jahr von dem, was ein Landsmann von der Rastasorte an einem Abend ausgibt. Sie wohnen zudem in den elendesten Stuben hinter der Montagne St. Geneviève, in Häusern, die außerdem nur von den allerärmsten Leuten bewohnt werden. Das Viertel der russischen Studenten ist zugleich das Viertel der Lumpensammler von Paris, und oft ist der Lumpensammler reicher als sein Nachbar, der Student. Oft wohnt neben einer russischen Studentin eine Dirne der untersten Stufe, und kein Pariser Arbeiter würde sich mit der Kost des russischen

Studenten begnügen. Und auch kein französischer Student würde das tun, sowenig wie eine französische Studentin sich jemals all den Entbehrungen unterziehen würde, die von ihrer russischen Kameradin mit frohem Mut getragen werden. Nirgends kann man den Unterschied zwischen dem slawischen und dem gallischen Charakter besser wahrnehmen als bei den russischen Studenten und besonders bei den Studentinnen in Paris. Die Französin, der es so erbärmlich ginge wie der Russin, würde sich erstens für sehr unglücklich halten und würde zweitens auf dem Wege, der ihr am natürlichsten schiene, eine Erwerbsquelle suchen und finden. Die Stärke der Russin liegt eben darin, daß sie den Mangel an Putz überhaupt nicht verspürt; sie merkt es gar nicht, ob sie nett oder auch nur sauber angekleidet ist. Die Französin aber merkt vor allen Dingen nur dieses und würde lieber, weit lieber hungern, als auf hübsches Aussehen verzichten. Sie sucht eben fast ihr ganzes Vergnügen in äußerlichen Dingen, während die Slawin es in ihrem Innern findet. Den jungen Männern geht

es ebenso wie ihren Kameradinnen. Beide Geschlechter leben nebeneinander, als ob es überhaupt keinen Unterschied gäbe. Für den Franzosen ist alles dies ein unlösbares



Typus eines russischen Studenten.



Im russischen Restaurant in der Rue Berthollet.

Rätsel. Der russische Student und ebenso die Studentin kommen ihm wie unheimliche Wesen vor, mit denen er nicht in wärmere Beziehungen kommen kann. Aus diesem Grund verkehren die französischen Studenten durchaus nicht mit ihren russischen Kameraden, und diese bilden einen eignen Staat im Quartier Latin, sie haben ihre eignen Restaurants, wo nur russisch gesprochen, gekocht und gegessen wird, sie wohnen in gewissen Straßen unter sich und sehen von den Franzosen nur dann etwas, wenn sie sie im Spital oder im Kolleg treffen.

Von den dreitausend russischen Studenten in Paris sind wohl zweitausend Juden, und vierhundert sind weiblichen Geschlechts. Die meisten studieren Medizin, andere Rechtswissenschaften oder Philologie. Sie sind nicht etwa alle überzeugte oder

tätige Revolutionäre. Dies trifft nur auf eine ganz kleine Minorität zu. Die allermeisten von ihnen wollen nach Beendung ihrer Studien in die Heimat zurückkehren und hüten sich daher ängstlich, sich irgendwie politisch zu kompromittieren. Denn sie wissen sehr gut, daß sie scharf überwacht werden. Sie kennen den Polizeichef, dem diese Aufgabe obliegt, und von Zeit zu Zeit entdecken sie in ihrer Mitte einen Spitzel, der sie aushorcht, um sie zu verraten. Ein Student sagte mir, daß mindestens 10 Prozent seiner Kameraden mit der Polizei in Verbindung ständen. Das Bewußtsein dieser beständigen Überwachung gibt dem russischen Studenten etwas Gedrücktes, Mißtrauisches, Beobachtendes.

Der in Paris studierende russische Proletarier lebt von dem Zuschuß aus der Heimat.



„Ach Gott, Theophil, wir haben ja die beiden Blumentöpfe für Tante Aurelie vergessen.“ – „Beruhige dich, ich habe daran gedacht, sie stehen unter den Oleanderbüschen auf deinem Hut.“

Zeichnung von G. Mühlenschulte



Die französische Tänzerin Mata Hari in ihrem Kostüm
einer Hindu-Prinzessin.



Die Krönung in Belgrad.

Kanonenschüsse verkündeten in früher Morgenstunde den Belgradern den Beginn des historischen Ereignisses, der Krönung des ersten serbischen Königs aus der Dynastie Karageorgevics. Die Krönungsfeier verlief ohne Störungen. Die Absperrungen in den Straßen, die der Krönungszug zu passieren hatte, waren aus Furcht vor Attentaten streng, man hatte Soldaten-Spalierre gezogen und die Haus-Eigentümer für die Mieter ihrer Fenster verantwortlich gemacht. Um 8 Uhr früh ritt der König in scharlachroter Generalsuniform auf einem Schimmel vom Konak in die Kathedrale, wo ihn der Metropolit mit der Geistlichkeit, die Minister und Staatswürdenträger und das fremde diplomatische Korps erwarteten. König Peter sah bleich und angegriffen aus. In der Kirche wurden die vorgeschriebenen Zeremonien abgehalten. König Peter setzte sich die vom Metropoliten gereichte

Krone selbst aufs Haupt und unterzeichnete dann die Krönungsurkunde. Um 11 Uhr war die Feier beendet, und der Festzug bewegte sich zum königlichen Palais zurück. Der König ritt in vollem Ornat, sein Pferd wurde von zwei Offizieren geführt und der Krönungsmantel von vier Kadetten gehalten. Hinter dem König ritten der Erbprinz Danilo von Montenegro mit den beiden Söhnen Peters, dann folgten Staatswürdenträger und im Wagen Prinzessin Jutta von Montenegro und Prinzessin Helene, die Tochter König Peters. In den Straßen Belgrads staute sich die Menge und brach beim Herannahen des Zuges in laute Zivio-Rufe aus. Unter den Zuschauern konnte man prächtige Bauerntypen in ihren malerischen Kostümen sehen. Das Landvolk war zum Teil von weither herbeigeilt, denn der Serbe liebt ein farbenreiches Schauspiel.  (s. S. 396)

BILDER VOM TAGE



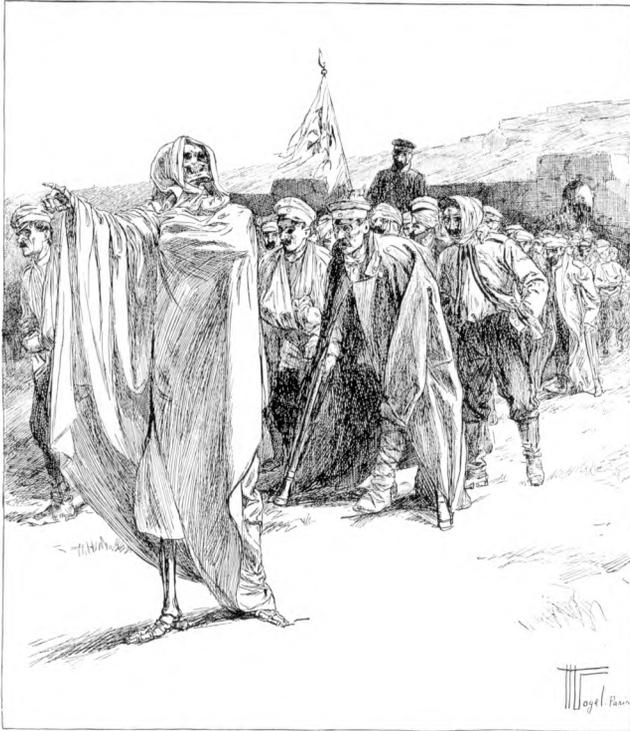
Vom Russisch-Japanischen Krieg: Auf dem Feld gefundene russische Soldaten werden zur Verbandsstation geführt.



Von der russischen Zensur freigegebenes Photo, welches die Greuel des mandchurischen Feldzuges illustriert.

»Großer Kaiser, verzeiht!«

(General Stössels Worte an Kaiser Nikolaus nach der Übergabe von Port Arthur.)



Großer Kaiser, verzeiht!
 Monate haben wir wacker gerungen,
 Aufrecht in Sturm und Streit,
 Aufrecht und unbezwungen!
 Fauchend sausten Granaten hernieder,
 Bissen nach Tausenden unserer Brüder,
 Ließen den Tod durch die Gassen tanzen –
 Aber wir trotzten in Schutt und Schanzen –
 Großer Kaiser, verzeiht!

Großer Kaiser, verzeiht!
 Nicht aus der Höhe nur sprühte das Feuer,
 Auch aus der Tiefe breit
 Brach es durch Land und Gemäuer.
 Wir Offiziere und wir Soldaten

Schließen auf Minen und unter Granaten.
 Und noch ein anderer war zur Stelle:
 Hunger, der würgende, hagre Geselle!
 Großer Kaiser, verzeiht!

Großer Kaiser, verzeiht!
 Sollten die letzten sich auch noch legen
 Leichen an Leichen gereiht? –
 Siehe, wir senkten den Degen,
 Siehe, wir wollten dem Tode entrinnen,
 Aber gelingt es? Wer führt uns von hinnen?
 Mors imperator, dem Größten von allen
 Bleiben wir Siechen und Wunden verfallen.
 Großer Kaiser, verzeiht!

Georg Martell



(s. S. 396)